

166

H.M.

1803



2 Musikbeil.

7 Kupfer



LUCA GIORDANO

Niederrheinischer
Zalcherbuch

für

Liebhaber der Schönen und Guten.

1803.

Herausgegeben

von

Dr. Wöhr

Düsseldorf

bey J. H. L. Schreiner

Historisches Museum
der Stadt
Düsseldorf

V o r r e d e.

Im Gedränge der Zurüstungen zum Abschiede von meinem geliebten Vaterlande, der meinem liebenden Herzen so unaussprechlich schwer wird, werde ich von meinem Herrn Verleger aufgefordert, eine Vorrede zu diesem Taschenbuche zu schreiben. In Ansehung des Plans und Inhaltes desselben habe ich nichts zu erinnern. Es gleicht darinnen den vorgehenden. Die Worte und Sacherklärungen zu demselben muß ich aus mehreren Gründen bis auf das nächstfolgende versparen.

Der Wirkungskreis, welchen mir die Vor-
 sehung für die Zukunft angewiesen hat, ent-
 fernt mich freilich ziemlich weit von unsern
 vaterländischen Kunstsälen. Inzwischen habe
 ich die Hoffnung doch nicht aufgegeben, mich,
 wenn Gott mein Leben fristet, in denselben
 noch oft dem süßesten Genusse der Kunst
 überlassen, und mein Institut für Liebha-
 ber des Schönen und Guten fortsetzen zu
 können. Ich bitte daher meine Korresponden-
 ten, ihre Beiträge hinführo an den Verleger
 dieses Taschenbuches, oder unmittelbar an
 mich unter der Adresse: An den Prediger der
 ev. Gemeinde zu Mastricht, einzusenden.

Mögte es mir doch nur überall, wohin
 mich das Schicksal führen mag, gelingen,
 die Gewogenheit der Liebhaber des Schönen

und des Guten zu besitzen und zu verdienen ,
denen ich auch dieses Büchlein mit den Ges
sinnungen der reinsten Achtung und Liebe übers
gebe.

Matingen den 11ten August 1802.

Der Verfasser.

Inhalt der Kupfer.

1. Portrait des Lukas Giordano , als Titellupfer
S. 51. 52.
 2. Christus am Kreuz. S. 54 — 56.
 3. Die Geburt Christi. S. 66. 67.
 4. Eine heroische Landschaft. S. 72 — 74.
 5. Die heilige Jungfrau mit ihrem Knaben, angebä-
tet von Heiligen. S. 76 — 81.
 6. Der Tod eines Waisen. S. 82. 85.
 7. Eine Landschaft. S. 86. 87.
-

Kalender

für das Jahr 1803.



Zeitrechnung, Erfindungen und Entdeckungen
reducirt auf das Jahr 1803.

Von Erschaffung der Welt, nach Calvisius	Jahr
— — — nach der Rechnung der Juden,	das 5752
— — — vom 27. Sept. 1802 bis 17.	ste
— — — Sept. 1803.	5563
— der Flucht Muhameds, oder das türkische	
— Jahr, vom 3. Mai 1802 bis 22. Apr. 1803.	1217
Nach der Zeitrechnung der Franzosen, v. 23. Sept.	
— 1802 bis 23. Sept. 1803.	11
Von Einführung des Julianischen Kalenders	1848
— — — des gregorianischen Kalenders	221
— — — des verbesserten Kalenders	103
— — — eines allgemeinen Reichskalend.	26
— Herausgabe des ersten gedruckten jährlichen	
— Kalenders	256
— Erfindung der Drael	492
— — — Buchdruckerkunst	367
— — — Taschenuhren	304
— — — des Compasses	500
— Entdeckung Amerika's durch Columbus	310
— Ankunft des ersten europäischen Schiffes in	
— Ostindien	304
— Entdeckung des Planeten Uranus	23
— — — seines 1ten ihm nächststehenden	
— — — Mondes	14
— — — 2ten und 4ten	17
— — — 3ten und 6ten	10
— — — 5ten	14
— — — des 1ten dem Hauptplaneten	
— — — nächststehenden Saturnsmondes	15
— — — 2ten	
— — — 3ten und 4ten	120
— — — 5ten	132
— — — 6ten	149
— — — 7ten	133
— — — eines abermal neuen Planeten	
— — — (Ceres ?)	3

Erklärung der Abkürzungen.

M. } Monatstage.	W. } Wochentage.
Z. }	Z. }

☾ } Tage des Mondenmo- / Minuten } sowohl in
 ☾ } nats oder Mondes: / " Secunden } Zeit als Cir-
 ☾ } alter. / v. Vormittags. / kumbogen.
 °Grad. / n. Nachmittags.
 U. Ubr. St. Stunden. M. Minuten.

Die Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	♂ Mars.
☿ Merkur.	♃ Jupiter
♀ Venus.	♄ Saturn
♁ Erde.	♅ Uran.

☾ Mond.

Die Zeichen des Thierkreises.

♈ Widder.	♎ Waage.
♉ Stier.	♏ Scorpion.
♊ Zwillinge.	♐ Schütze.
♋ Krebs.	♑ Steinbock.
♌ Löwe.	♒ Wassermann
♍ Jungfrau.	♓ Fische.

Vorstellung der Umlaufszeit, Ent- fernung und Größe der Sonne und Planeten.

☉	läuft um die Sonne.	in	Jahr.	Tag.	St.	mittl. Entf. v. d. Sonn.	8 15 21 32 108 199 398	Million. teutscher M.	ist	mal größer,		als die Erde.
					1448000					16 — fl.		
										1 — fl.		
										$\frac{1}{10}$ fl.		
										4 $\frac{2}{5}$ fl.		
										1474 — gr.		
										1050 — gr.		
										83 — gr.		

Der Mond der Somal kleiner als die Erde, und 51000 Meilen von ihr entfernt ist, vollführt seinen Umlauf um dieselbe in 27 Tagen und 8 Stunden.

Die Zeitgleichung.

die in mancher Rücksicht, selbst für das bürgerliche Leben so wichtig ist, zeigt den Unterschied der wahren und mittlern Zeit an. Die erstere weisen richtige Sonnenuhren, oder wird durch die Sonne selbst bestimmt; die Haus- und Taschenuhren können aber als mechanische Kunstwerke, nach ihrer gewöhnlichen Einrichtung, nur die letztere angeben. Um den Gang dieser Uhren zu prüfen und zu berichtigen; die wahre Zeit in mittlere, und umgekehrt, zu verwandeln, dient diese Zeitgleichung. Obgleich die Gründe hierüber die in die theoretische Astronomie gehören, hier nicht können erklärt werden: so wird doch nichts desto weniger der Gebrauch der Tafel bei jedem Monat, durch folgende Beispiele hinlänglich zu erkennen seyn.

Gesetzt, man will seine Uhr stellen den 1. Jan. so giebt die Tafel auf selbigen Tag mit dem gewöhnlichen plus—Zeichen (+) 3' 41" an, d. h. so viel muß die Uhr alsdann mehr als 12 Uhr weisen, wenn es nach der Sonne genau Mittag ist. Läßt man nun die Uhr ungestört fortgehen bis etwa zum 7. Jan. so wird sie, wenn ihr Gang richtig ist, gerade wenn die Sonne Mittag macht, 12 Uhr 6' 25" zeigen müssen. Zeigt sie mehr oder weniger so ist sie zu geschwinde oder zu langsam.

Ferner: es sey d. 1. Sept. so wird die Uhr, wenn man die 4" mehr, nicht in Anschlag nehmen kann, mit der Sonne zugleich auf Mittag gestellt. Wenn nun die Uhr bis zum 19. Sept. ganz ungestört in ihrem Gange gelassen würde: so müßte sie bei ganz richtigem Gehen, alsdann minus (—) 6' oder weniger als Mittag, d. i. 11 Uhr 54' zeigen. Da aber das Aufziehen in der Zwischenzeit, bei den meisten Uhren einen Aufenthalt im Gange verursacht: so wählt man zweckmäßiger wie im erstern Beispiel, einen kürzern Zeitraum.



Französischer Kalender.

(Annuaire.)

Ohne sich hier auf Weitläufigkeiten einzulassen, wird man, nach dem, was bereits in den vorherigen Jahrgängen dieses Taschenbuchs, hierüber ist gesagt worden, nur kurz bemerken: daß das Jahr dieser neuen Zeitrechnung aus zwölf Monaten, jeder von durchs aus gleicher Länge, aus 30 Tagen; so wie jeder Monat aus drei Decaden, und jede dieser, wiederum aus 10 Tagen bestehe. Da dieses aber im Ganzen nur 360 Tage ausmacht: so werden im gemeinen Jahr noch fünf und im Schaltjahre, wie dieses 11te ist, sechs Tage am Ende zugesetzt, welche den Namen Ergänzungstage (Jours complementaires) erhalten. Das jezige 11te Jahr ist ein Schaltjahr womit sich die 3te Franciade endiget. Die Namen der Monate finden sich gehörigen Orts überall ausgedrückt. Da aber die Namen der Decadentage im Kalender nur mit dem Anfangsbuchstaben konnten angezeigt werden: so füllen wir diesen Mangel hier folgendes aus: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octodi, Nonadi und Decadi.



F i n s t e r n i s s e .

Dies Jahr ist mit den Finsternissen sehr sparsam; denn ausser daß der Mond gar nicht verfinstert wird, ist von den beiden vorkommenden Sonnenfinsternissen, nur eine bei uns unbeträchtlich sichtbar.

Diese bei uns sichtbare Sonnen- oder eigentlich Erdfinsterniß, ereignet sich Vormittags d. 17. Aug. und wird vornehmlich in Afrika, im südlichen Asien, und dem indischen großen Meere zu Gesicht kommen; woselbst in einigen Gegenden die Sonne central und ringförmig vom Monde bedeckt wird. Bei uns ergiebt sich der Anfang d. 17. Aug. Morgens um 6 Uhr 16' am westnordwestlichen Theile der Sonne, das Mittel um 7 Uhr 9' und das Ende am südl. Sonnenrande um 8 Uhr 1'. Folglich ist die Dauer dieser partialen Finsterniß 1 St. 45' und ihre Größe wird sich nur bei 3 Zoll betragen.

Bedeckungen der Planeten und größern Sterne vom Monde, kommen dieses Jahr keine vor.

Kalender der Türken.

1217.	1803.	1218.	1803.
d. 1 Schauwal	d. 24 Jan.	d. 1 Muharrem	d. 22 April
= 1 Dsulfade	= 22 Febr.	= 1 Saffar	= 22 May
= 1 Sulbadsje	= 24 März	= 1 Rabea I.	= 20 Juny
		= 1 Rabea II.	= 20 July
		= 1 Dsjom. I.	= 18 Aug.
		= 1 Dsjom. II.	= 17 Sept
		= 1 Radsjeb	= 16 Oct.
		= 1 Schaban.	= 15 Nov.
		= 1 Ramasan	= 14 Dec.
		(Fastenm.)	

Januarius hat 31 Tage.

M. T.	W.	Deutscher Kalender.	Zeit- Gleich.	M. Franz. T. l. 11	M. Russischer. T.	
1	G	Neujahr	+ 3' 41''	11	P.	20
2	G	n. Neuj.	+ 4' 9	12	D.	21 29 G.
3	M		+ 5' 37	13	T.	22
4	D		+ 5' 5	14	Q.	23
5	M		+ 5' 32	15	Q.	24
6	D	h. 3 Kön.	+ 6' 59	16	S.	25 Ehr. F.
7	F		+ 6' 25	17	S.	26
8	G		+ 5' 51	18	O.	27 G. St.
9	G	1 Epiph.	+ 7' 17	19	N.	28 30 G.
10	M		+ 8' 41	20	D.	29
11	D		+ 8' 6	21	P.	30
12	M		+ 8' 29	22	D.	31
13	D		+ 8' 52	23	F.	1 B. Eb.
14	F		+ 9' 15	24	Q.	2
15	G		+ 9' 37	25	Q.	3
16	G	2 Epiph.	+ 10' 58	26	S.	4 31 G.
17	M		+ 10' 18	27	S.	5
18	D		+ 10' 38	28	O.	6 Epiph.
19	M		+ 10' 57	29	N.	7
20	D		+ 11' 16	30	D.	8
21	F		+ 11' 33	1	P.	9
22	G		+ 11' 50	2	D.	10
23	G	3 Epiph.	+ 12' 7	3	F.	11 32 G.
24	M		+ 12' 22	4	Q.	12
25	D	PaulBef.	+ 12' 37	5	Q.	13
26	M		+ 12' 51	6	S.	14
27	D		+ 13' 4	7	S.	15
28	F		+ 13' 16	8	O.	16
29	G		+ 13' 27	9	N.	17
30	G	4 Epiph.	+ 13' 37	10	D.	18 33 G.
31	M		+ 13' 47	11	P.	19

December 1802.

Januarus 1803.

☉ tritt in ♍ d. 20. um 10 Uhr 44 Minuten Abends.

E i s m o n d.

Der Tag nimmt zu 1 St. 12 Minuten.

M. F.	Jüd. Kal. Feb. Sheb.	T.	Mondwechsel.	M. F.	U. M.	Auf. M.	U. M.	Unt. M.
1	7	Teb.	9	1	8	2	3	58
2	8		10	5	7	59	4	1
3	9		11	10	7	54	4	6
4	10		12	15	7	49	4	11
5	11		13	20	7	43	4	17
6	12		14	25	7	36	4	24
7	13		15	31	7	26	4	34
8	14	Sabat	16					
9	15		17					
10	16		18					
11	17		19	1	.	.	0	39 v.
12	18		20	5	.	.	6	5 v.
13	19		21	10	6	54 n.	.	.
14	20		22	15	0	6 p.	.	.
15	21	Sabat	23	20	6	33 v.	.	.
16	22		24	25	.	.	7	22 n.
17	23		25	31	.	.	2	14 v.
18	24		26					
19	25		27					
20	26		28					
21	27		29	1	♃	im 11 ^o 24'		♄
22	28	Sabat	30	13	"	" 11 29		
23	29		1	25	"	" 11 24		
24	1	Shebat	2	1	♃	" 20 42		♄
25	2		3	13	"	" 20 33		
26	3		4	25	"	" 20 8		
27	4		5	1	♃	" 5 20		♄
28	5		6	13	"	" 5 51		
29	6	Sabat	7	25	"	" 5 54		
30	7		8	1	♃	" 29 30		♄
31	8		9	13	"	" 25 55		
				25	"	" 24 15		
				1	♀	" 8 48		♄
				13	"	" 2 51		
				25	"	" 2 5		
				1	♃	" 5 58		♄
				13	"	" 25 32		
				25	"	" 16 5		♄

Sichtbarkeit der Planeten.

♃ ist nach Mittern. am südöstl. Himmel und Morg. im Mittage.
 ♃ kommt Ab. 9 U. in D. hervor.
 ♃ geht vor Mittern. auf u. steht in Moräust. im Meridian.
 ♃ zeigt sich die ganze Nacht in schönen rötlichen Lichte.
 ♃ wird zu Ende des Mon. als Morgenstern sichtbar.
 ♃ ist unsichtbar.

Stand der Planeten.			
1	♃	im 11 ^o 24'	♄
13	"	" 11 29	
25	"	" 11 24	
1	♃	" 20 42	♄
13	"	" 20 33	
25	"	" 20 8	
1	♃	" 5 20	♄
13	"	" 5 51	
25	"	" 5 54	
1	♃	" 29 30	♄
13	"	" 25 55	
25	"	" 24 15	
1	♀	" 8 48	♄
13	"	" 2 51	
25	"	" 2 5	
1	♃	" 5 58	♄
13	"	" 25 32	
25	"	" 16 5	♄

Februarius hat 28 Tage.

M. F.	Deutscher Kalender.	Zeit Gleich.	M. F.	Franz. l. 11.	M. F.	Russischer	
1	Mar. N.	+ 15' 56"	12	D.	20	Januarus.	
2		+ 14' 4	13	T.	21		
3		+ 11	14	Q.	22		
4		+ 17	15	O.	23		
5		+ 22	16	S.	24		
6	Septuag.	+ 27	17	S.	25		34 S.
7		+ 31	18	O.	26		
8		+ 34	19	N.	27		
9		+ 36	20	D.	28		
10	Quint.	+ 37	21	P.	29		Februarius.
11		+ 38	22	D.	30		
12		+ 37	23	T.	31		
13	Sexages.	+ 37	24	Q.	1	35 S.	
14		+ 35	25	O.	2	M. N.	
15		+ 33	26	S.	3	Buttermode. Anfang der	
16		+ 29	27	O.	4		
17		+ 26	28	N.	5		
18		+ 21	29	D.	6		
19		+ 16	30	P.	7		
20	Idomibi	+ 10	1	P.	8		36 S.
21		+ 4	2	D.	9		
22	Fastnacht Wischer. Matthias	+ 13' 57	3	T.	10	Buttermode. Anfang der	
23		+ 49	4	O.	11		
24		+ 40	5	O.	12		
25		+ 31	6	S.	13		
26		+ 22	7	S.	14		
27		Invocav.	+ 11	8	O.		15
28	+ 1		9	N.	16		

☉ tritt in ♋ d. 19. um 1 Uhr 33 Minuten Nachmittags.

T h a u m o n d.

Der Tag nimmt zu 1 St. 40 Min.

M T	Jüd. Kal. She. u. Ad.	Q T.	Mondswechsel.	M T.	Auf.		Unt.	
					U. M.	U. M.		
1	9	10		1	7	25	4	35
2	10	11		5	7	18	4	42
3	11	12		10	7	9	4	51
4	12	13		15	6	59	5	1
5	13 Sab.	14		20	6	50	5	10
6	14	15	☉ Vollm. d.	25	6	41	5	19
7	15 Feud. T.	16	6. um 5 Uhr	28	6	35	5	25
8	16	17	4' N.					
9	17	18	☽ in Erdferne.					
10	18	19						
11	19	20		1	.	.	3	46 v.
12	20 Sab.	21		5	.	.	7	0 v.
13	21	22		10	9	12 n.	.	.
14	22	23	☽ Letztes Viertel	15	2	2 v.	.	.
15	23	24	d. 4. um 10 U.	20	6	25 v.	.	.
16	24	25	11' N.	25	.	.	10	48 n.
17	25	26		28	.	.	1	36 v.
18	26	27						
19	27 Sab.	28						
20	28	29	☽ Neumond	1	♁ im	11	02	II
21	29	1	d. 21. um 9 U	13	"	11	3	
22	30	2	31' N.	25	"	10	45	
23	1 Adar	3	d. 22 in Erdn.	1	♂ =	19	47	np
24	2	4		13	"	19	2	
25	3	5		25	"	18	10	
26	4 Sab.	6	☽ Erstes Viertel	1	♀ =	5	42	II
27	5	7	d. 28. um 1 Uhr	13	"	5	3	
28	6	8	13' N.	25	"	3	59	

Stand der Planeten.

♁	im	11	02	II
♂	=	19	47	np
♂	=	19	2	
♂	=	18	10	
♂	=	5	42	II
♂	=	5	3	
♂	=	3	59	
♂	=	23	55	II
♂	=	25	0	
♂	=	27	29	
♀	=	4	10	♁
♀	=	10	53	
♀	=	20	19	
♀	=	27	44	♁
♀	=	10	7	
♀	=	2	35	

Sichtbarkeit der Planeten.

- ♁ steht nach 10 U Ab. an der Ostseite u. um 5 U Morg. in Süden.
- ♂ zeigt sich Abends am östlichen Himmel.
- ♂ kommt Ab. 8. Uhr in Osten hervor.
- ♂ steht Ab. 8 U. schön in Süden.
- ♂ ist Morgens in S. Osten sichtbar.
- ♀ kommt in der Mitte d. Mon. niedrig in W. zum Vorschein.

Martius hat 31 Tage.

M. T.	W.	Deutscher Kalender.	Zeit = Gleich.	M. T.	Franz. 11.	M. T.	Russischer.	
1	D	Quatemb.	+ 12'49''	10	D.	17	Februarius. großen Fasten bis Oheini.	
2	M		++ 37	11	P.	18		
3	D		++ 24	12	D.	19		
4	M		++ 11	13	T.	20		
5	D		++ 11'57	14	Q.	21		
6	D	Reminisf.	+ 43	15	Q.	22		2 F. G.
7	M		++ 29	16	S.	23		
8	D		++ 14	17	S.	24		
9	M		++ 10'59	18	O.	25		
10	D	Duli	++ 44	19	N.	26		Ventose.
11	M		++ 28	20	D.	27		
12	D		+ 12	21	P.	28		
13	D		++ 9'56	22	D.	1	3 F. G.	
14	M	++ 39	23	T.	2			
15	D	++ 22	24	Q.	3			
16	M	++ 5	25	Q.	4			
17	D	Iosephus	++ 8'47	26	S.	5	4 F. G.	
18	M		++ 29	27	S.	6		
19	D		+ 12	28	O.	7		
20	D		Lätare	+ 7'54	29	N.		8
21	M	++ 36		30	D.	9		
22	D	M. Wert.	++ 17	1	P.	10	Martius.	
23	M		++ 6'59	2	D.	11		
24	D		++ 41	3	T.	12		
25	M		++ 22	4	Q.	13		
26	D		++ 4	5	Q.	14		
27	M	Iudica	+ 5'46	6	S.	15		5 F. G.
28	D		++ 27	7	S.	16		
29	M		++ 8	8	O.	17		
30	D	Judica	++ 4'50	9	N.	18		
31	D		++ 31	10	D.	19		

☉ tritt in ♈ d. 21. um 1 Uhr 42 Minuten
Nachmit. FrühlingsAnfang; Tag u. Nacht gleich.

E n g m o n d.

Der Tag nimmt zu 1 St. 56 Min.

M.	Jüd. Kal.	G.	Mondwechsel.	M.	Aufg.	Unt.	Uni.	
2.	Ad. u. Nis.	3.		2.	U. M.	U. M.	M.	
1	7		9	1	6 33	5	27	
2	8		10	5	6 25	5	35	
3	9		11	10	6 16	5	44	
4	10		12	15	6 6	5	54	
5	11	Sab.	13	20	5 56	6	4	
6	12		14	25	5 46	6	14	
7	13	F. Fth.	15	31	5 35	6	25	
8	14	V. Ham	16	☉ Vollmond				
9	15	S. Pur.	17	d. 8. um 11 Uhr				
10	16		18	48' W.				
11	17		19	d. 9 ☽ in Erdf.				
12	18	Sab.	20	1	.	2	50 v.	
13	19		21	5	.	5	51 v.	
14	20		22	10	3 19 n.	.	.	
15	21		23	15	1 4 v.	.	.	
16	22		24	20	4 54 v.	.	.	
17	23		25	25	.	9	51 n.	
18	24		26	31	.	5	18 v.	
19	25	Sab.	27	☽ Letztes Viert.				
20	26		28	d. 16. um 1 Uhr				
21	27		29	27' N.				
22	28		30	☽ in Erdnähe				
23	29		1	☽ Neumond				
24	1	Nisan	2	d. 25. um 7 Uhr				
25	2		3	25' W.				
26	3	Sab.	4	1	.	3	32	
27	4		5	13	.	2	3	
28	5		6	25	.	0	34	
29	6		7	1	♂	28	37	
30	7		8	13	.	2	53	
31	8		9	25	.	7	15	

Stand der Planeten.

1	♂	im 10° 57'	♄
13	"	10 4	
25	"	9 59	
1	♄	17 52	♃
13	"	16 55	
25	"	15 59	
1	♄	3 32	♄
13	"	2 3	
25	"	0 34	
1	♂	28 37	♂
13	"	2 53	♂
25	"	7 15	
1	♀	23 53	♂
13	"	5 22	♂
25	"	17 47	
1	♂	28 43	♂
13	"	26 37	
25	"	6 16	♃

Sichtbarkeit der Planeten.

- ♂ zeigt sich fast die ganze Nacht am Himmel.
- ♄ ist die ganze Nacht sichtbar.
- ♂ befindet sich gleichfalls die ganze Nacht, in schönem Lichte am Him.
- ♂ bleibt bis 3 Uhr Morg. am westl. Himmel sichtbar.
- ♀ zeigt sich Morg. in d. Dämmer. niedrig in S. Osten.
- ♂ unsichtbar.

Aprilis hat 30 Tage.

M. Z.	W. Z.	Teutscher Kalender.	Zeit = Gleich.	M. Z.	Franz. 1 11.	M. Z.	Russischer.
1	☿		+ 4' 12''	11	P.	20	
2	♁		+ 3' 54	12	D.	21	
3	♁	Palmar.	+ 36	13	T.	22	6 F. G.
4	♁		++ 18	14	Q.	23	
5	♁		++ 0	15	Q.	24	
6	♁		++ 2' 42	16	S.	25	M. B.
7	♁	Gr. Don.	++ 24	17	S.	26	
8	♁	Ebarfrei.	++ 6	18	O.	27	
9	♁		+ 1' 49	19	N.	28	
10	♁	Osternfest	+ 32	20	D.	29	7 F. G.
11	♁	Ostern.	+ 15	21	P.	30	
12	♁		+ 0' 59	22	D.	31	
13	♁		++ 43	23	T.	1	
14	♁		++ 27	24	Q.	2	
15	♁		++ 11	25	Q.	3	
16	♁		- 4	26	S.	4	
17	♁	Quasim.	- 18	27	S.	5	Ostern
18	♁		- 33	28	O.	6	
19	♁		- 47	29	N.	7	
20	♁		- 1' 0	30	D.	8	
21	♁		- 13	1	P.	9	
22	♁		- 26	2	D.	10	
23	♁		- 38	3	T.	11	
24	♁	Misc. D	- 50	4	Q.	12	1 G.
25	♁		- 2' 1	5	S.	13	
26	♁		- 12	6	S.	14	
27	♁		- 22	7	S.	15	
28	♁		- 32	8	O.	16	
29	♁		- 42	9	N.	17	
30	♁		- 51	10	D.	18	

Martius.

Aprilis.

☉ tritt in ♄ d. 21. um 2 Uhr 19 Minuten Morgens.

D s t e r m o n d.

Der Tag nimmt zu 1 St. 46 Minut.

M. F.	Jüd. Kal. Nis. u. Jjr.	F. T.	Mondswechsel.	M. F.	Auf.		Unt.	
					U.	M.	U.	M.
1	9			1	5	33	6	27
2	10	Sab.		5	5	26	6	34
3	11			10	5	15	6	45
4	12			15	5	6	6	54
5	13		☾ in Erdferne	20	4	56	7	4
6	14			25	4	48	7	12
7	15	Ostert.	☉ Vollmond	30	4	40	7	20
8	16	2. Fest.	d. 7. um 5 Uhr					
9	17	Sab.	51' W.					
10	18							
11	19			1	.	.	3	44v.
12	20			5	.	.	4	42v.
13	21	7. Fest.		10	11	2n.	.	.
14	22	Ost. E.		15	2	37v.	.	.
15	23		☽ Letztes Viertel	20	4	11v.	.	.
16	24	Sab.	d. 15 um 0 Uhr.	25	.	.	0	7v.
17	25		49' W.	30	.	.	2	31v.
18	26							
19	27		☽ in Erdn.					
20	28							
21	29		☉ Neumond	1	♁	im 9°20'		♁
22	30		d. 21. um 4 Uhr	13	"	8 45		
23	1	Jjar S.	9' W.	25	"	8 21		
24	2			1	♂	= 15 33		♂
25	3			13	"	14 49		
26	4			25	"	14 16		
27	5			1	♃	= 29 40		♃
28	6		☽ Erstes Viertel	13	"	28 15		
29	7		d. 28. um 5 Uhr	25	"	27 6		
30	8	Sab.	14' W.	1	♄	= 10 16		♄
				13	"	15 48		
				25	"	21 43		
				1	♀	= 25 13		♀
				13	"	8 33		♃
				25	"	22 8		
				1	♅	= 14 53		♅
				13	"	3 0		♄
				25	"	25 6		

Sichtbarkeit der Planeten.

♁ Die ganze Nacht über dem Horizonte. ♃ steht Ab in Süden nordwestl. dem ♃. ♃ die ganze Nacht sichtb. u. Ab. 0 Uhr in Süden. ♄ zeigt sich Ab. am westlichen Himmel. ♀ ist noch als Morgenstern etwas zu sehen. ♆ unsichtbar.

Stand der Planeten.			
♁	im 9°20'		♁
"	8 45		
"	8 21		
♂	= 15 33		♂
"	14 49		
"	14 16		
♃	= 29 40		♃
"	28 15		
"	27 6		
♄	= 10 16		♄
"	15 48		
"	21 43		
♀	= 25 13		♀
"	8 33		♃
"	22 8		
♅	= 14 53		♅
"	3 0		♄
"	25 6		

Majus hat 31 Tage.

M. T.	W. T.	Deutscher Kalender	Zeit- Gleich.	M. T.	Franz. L. 11.	M. T.	Russischer.	
1	3	Tribute (Pest. 3.)	2'59"	11	P.	19	2 6.	
2	4		3, 7	12	D.	20		
3	5		15	13	T.	21		
4	6		22	14	Q.	22		
5	7		28	15	Q.	23		
6	8		34	16	S.	24		
7	9		39	17	S.	25		
8	10	Cantate	44	18	O.	26	5 6.	
9	11		48	19	N.	27		
10	12		51	20	D.	28		
11	1		54	21	P.	29		
12	2		57	22	D.	30		
13	3		58	23	T.	1		
14	4		59	24	Q.	2		
15	5	Rogate	4 0	25	Q.	3	4 6.	
16	6		59	26	S.	4		
17	7		59	27	S.	5		
18	8	Him. Ehr.	57	28	O.	6		
19	9		56	29	N.	7		
20	10		53	30	D.	8		
21	11		50	1	P.	9		
22	12	Exaudi	47	2	D.	10	5 6.	
23	1		45	3	T.	11		
24	2		38	4	Q.	12		
25	3		33	5	Q.	13		
26	4		27	6	S.	14	5 6.	
27	5		21	7	S.	15		
28	6		15	8	O.	16		
29	7	Pfingstfest	8	9	N.	17	6 6.	
30	8		Pfingstm.	0	10	D.	18	
31	9			2'53	11	P.	19	

Aprilis.

Majus.

☉ tritt in II den 22. um 2 Uhr 58 Minuten Morgens.

W o n n e m o n d.

Der Tag nimmt zu 1 St. 22 Min.

M U.	Jüd. Kal. ljar u. Siv.	☾ Z.	Mondwechsel.	☉ Auf		☉ Unt.	
				U.	M.	U.	M.
1	9	11		1	4 37	7	23
2	10	12		5	4 29	7	31
3	11	13	☾ in Erdf.	10	4 22	7	38
4	12	14		15	4 15	7	45
5	13	15		20	4 8	7	52
6	14	16	☉ Vollmond	25	4 2	7	58
7	15 Sab.	17	d. 6. um 9 Uhr	31	3 56	8	4
8	16	18	40' N.				
9	17	19			☽ Aufg.	☽ Unt.	
10	18 Schulf.	20			U. M.	U. M.	
11	19	21		1	.	.	2 45v.
12	20	22		5	.	.	3 31v.
13	21	23		10	11 37n	.	.
14	22 Sab.	24	☽ Vestes Viertel	15	1 50v.	.	.
15	23	25	d. 14. um 8 Uhr	20	3 18v.	.	.
16	24	26	47' W.	25	.	.	11 55n.
17	25	27	☽ in Erdn.	31	.	.	1 26v.
18	26	28					
19	27	29					
20	28	30					
21	29 Sab.	1	☉ Neumond	1	☽ im 8° 8'	☽	
22	1 Sivan	2	d. 21. um 0 Uhr	13	= 7 43		
23	2	3	25' W.	25	= 7 31		
24	3	4		1	☿ = 14 4	np	
25	4	5		13	= 13 52		
26	5	6		25	= 13 56		
27	6 Pfingst.	7	☾ Erstes Viert.	1	☽ = 26 40	np	
28	7 S. 2. F.	8	d. 27. um 11 U.	13	= 26 4		
29	8	9	49' N.	25	= 25 55		
30	9	10	d. 29. ☾ in Erdf.	1	♂ = 24 49	☿	
31	10	11		13	= 1 10	♁	
				25	= 7 45	♂	
				1	♀ = 29 0	♂	
				13	= 12 55	♀	
				25	= 26 58	♁	
				1	♁ = 7 32	♁	
				13	= 3 11	♁	
				25	= 24 28	♁	

Sichtbarkeit der Planeten.

- ♁ steht Abends etwa 9 U. im Süden.
- ♂ zeigt sich am westlichen Himmel.
- ♂ steht Abends im Meridian, und geht etwa 2 Uhr Morgens unter.
- ♂ ist noch in Westen zu sehen.
- ♀ verliert sich fast in der Morgendämmerung.
- ♁ ist jenseit der Sonne unsichtbar.

* *

Junius hat 30 Tage.

M. F.	W. T.	Teutscher Kalender.	Zeit- Gleich.	M. F.	Franz. Jahrl.	M. F.	Russischer	
1	M	Quatemb.	— 2' 45"	12	D.	20	Maijus.	
2	D		36	13	T.	21		
3	M		27	14	O.	22		
4	D		18	15	O.	23		
5	M	Trinit.	— 8	16	S.	24		Vfing.
6	D		1' 57	17	S.	25		
7	M		47	18	O.	26		Junius.
8	D		36	19	N.	27		
9	M	Frobleich.	— 25	20	D.	28		Julius bis Pet. u. Paul.
10	D		13	21	P.	29		
11	M		2	22	D.	30		
12	D	1 Trinit.	— 0' 50	23	T.	31	1 G.	
13	M		38	24	O.	1		
14	D		25	25	O.	2	2 G.	
15	M		13	26	S.	3		
16	D		0' 6	27	S.	4		
17	M		++ 13	28	O.	5		
18	D		++ 26	29	N.	6		
19	M	2 Trinit.	+ 38	30	D.	7		
20	D		++ 52	1	P.	8	3 G.	
21	M		++ 1' 5	2	D.	9		
22	D		++ 18	3	T.	10		
23	M		++ 31	4	O.	11		
24	D	Job. Täufl.	++ 44	5	O.	12		
25	M		++ 57	6	S.	13		
26	D	3 Trinit.	+ 2' 10	7	S.	14		
27	M		++ 22	8	O.	15		
28	D		++ 35	9	N.	16		
29	M	Pet. Paul	+ 47	10	D.	17		
30	D		+ 59	11	P.	18		

☉ tritt in ♋ den 22. um 11 Uhr 35 Min.
Vormit. Sommers Anfang; längster Tag.

S o m m e r m o n d.

Der Tag nimmt zu bis d. 22ten, 20 Min.

M. T.	Jüd. Kal. Siv. u. Tam	☾ T	Mondswechsel.	M. T.	☉ Auf. U. M.	☽ Unt. U. M.
1	11	12		1	3 56	8 4
2	12	13		5	3 52	8 8
3	13	14		10	3 48	8 12
4	14 Sab.	15		15	3 46	8 14
5	15	16	☺ Vollm. d. 5.	20	3 45	8 15
6	16	17	um 10 U. 52' N.	25	3 45	8 15
7	17	18		30	3 47	8 13
8	18	19				
9	19	20				
10	20	21			☾ Aufg. U. M.	☾ Unt. U. M.
11	21 Sab.	22		1	. . .	1 38 v.
12	22	23	☾ Letztes Viertel	5	9 on.	. . .
13	23	24	d. 12. um 2 Uhr	10	11 51 n.	. . .
14	24	25	20' N.	15	0 54 v.	. . .
15	25	26	d. 13. Ein Erdn.	20	. . .	9 45 n.
16	26	27		25	. . .	11 11 n.
17	27	28		30	. . .	0 6 v.
18	28 Sab.	29				
19	29	1	☉ Neum. d. 19.		Stand der Planeten.	
20	30	2	um 9 U. 18' W.	1	♁ im 7° 24'	♄
21	1 Tamuz	3		13	" 7 18	
22	2	4		25	" 7 21	
23	3	5		1	♃ = 14 5	♃
24	4	6		13	" = 14 30	♃
25	5 Sab.	7		25	" = 15 9	
26	6	8		1	♃ = 26 1	♃
27	7	9	☾ Erstes Viertel	13	" = 26 33	
28	8	10	d. 27. um 3 Uhr	25	" = 27 27	
29	9	11	6' W.	1	♂ = 11 40	♂
30	10	12	d. 27. Ein Erdf.	13	" = 18 32	
				25	" = 25 32	
				1	♃ = 5 14	♃
				13	" = 19 25	
				25	" = 3 47	♃
				1	♃ = 3 25	♃
				13	" = 11 46	
				25	" = 9 50	

Sichtbarkeit der Planeten.

♁ bleibt noch bis Mitternacht am westlichen Himmel.

♃ geht um Mitte der Nacht unter.

♂ ist noch etwas über dem westlichen Horizonte sichtbar.

♂ schwimmt noch in Westen in der Abenddämmerung und geht den 28. Regulus nördlich vorbei.

♃ ist kaum im Morgenlichte zu sehen.

♃ Anfangs Mon. etwas, Ab. in N. Westen, zu finden.

Julius hat 31 Tage.

M. T.	W. T.	Deutscher Kalender.	Zeit: Gleich.	M. T.	Franz. I. II.	M. T.	Ruffischer.	
1	☿	M. Heimf.	+	3' 11''	12	D.	19	
2	☾		+	22	13	T.	20	
3	☽		4 Trinit.	+	34	14	Q.	21 4 ☿.
4	☽			++	45	15	Q.	22
5	☽			++	56	16	S.	23
6	☽			+++	6	17	S.	24
7	☽			+++	17	18	O.	25
8	☽			+++	26	19	N.	26
9	☽			+++	36	20	D.	27
10	☽	5 Trinit.		++	45	21	P.	28 5 ☿.
11	☽		+++	53	22	D.	29 Pet. P.	
12	☽		+++	5	23	T.	30	
13	☽		+++	9	24	Q.	1	
14	☽		+++	17	25	Q.	2	
15	☽		+++	24	26	S.	3	
16	☽		+++	30	27	S.	4	
17	☽	6 Trinit.	++	36	28	O.	5 6 ☿.	
18	☽		+++	42	29	N.	6	
19	☽		+++	46	30	D.	7	
20	☽		+++	51	1	P.	8	
21	☽	7 Trinit. Jac. Ap.	+++	55	2	D.	9	
22	☽		+++	58	3	T.	10	
23	☽		+++	6	4	Q.	11	
24	☽		+++	3	5	Q.	12	
25	☽		+++	5	6	S.	13	
26	☽	8 Trinit.	+++	6	7	S.	14	
27	☽		+++	6	8	O.	15	
28	☽		+++	6	9	N.	16	
29	☽		+++	5	10	D.	17	
30	☽	+++	4	11	P.	18		
31	☽	+++	1	12	D.	19 8 ☿.		

Julius

Julius.

☉ tritt in ♀ den 23. um 10 Uhr
24 Min. Abends.

H e u m o n d.

Der Tag nimmt ab 1 St. 2 Minuten.

M. T.	Jüd. Kal. Tam. u. Ab.	☾ T.	Mondwechsel.	M. 3.	☉ U.	Auf. M.	☾ U.	Unt. M.
1	11			1	3	48	8	12
2	12	Sab.		5	3	50	8	10
3	13			10	3	54	8	6
4	14		☉ Vollm. d. 4.	15	3	59	8	1
5	15		um 9 U. 46' N.	20	4	4	7	56
6	16			25	4	11	7	49
7	17	Tem. E.		31	4	19	7	41
8	18							
9	19	Sab.						
10	20							
11	21		☾ Bestes Viertel	1	.	.	0	27 v.
12	22		den 11, um 6 U.	5	9	6n.	.	.
13	23		37' N.	10	10	34n.	.	.
14	24		d. 11. ☾ in Erdn.	15	0	29v.	.	.
15	25			20	.	.	8	5on.
16	26	Sab.		25	.	.	9	5on.
17	27			31	.	.	0	14v.
18	28		☉ Neum. d. 18.					
19	29		um 7 U. 45' N.					
20	1	Ab.						
21	2			1	☉	im 7°	25'	♂
22	3			13	"	7	45	
23	4	Sab.		25	"	8	1	
24	5		☽ in Erdf.	1	♄	= 15	36	np
25	6			13	"	= 16	35	
26	7		☽ Erstes Viertel	25	"	= 17	40	
27	8		d. 26. um 8 Uhr	1	♃	= 28	5	np
28	9	Tem. B.	16' N.	15	"	= 29	55	
29	10			25	"	= 1	15	♂
30	11	Sab.		1	♁	= 29	6	♂
31	12			13	"	= 6	19	np
				25	"	= 13	40	
				1	♁	= 10	58	II
				15	"	= 25	24	
				25	"	= 9	56	♂
				1	"	= 6	20	♂
				13	"	= 3	10	
				25	"	= 12	7	

Sichtbarkeit der Planeten.

♃ ist Ab. niedrig in Westen aufzufinden. ♄ steht niedrig in der Abenddämmerung. ♃ kaum noch in der Dämmerung, Abends sichtbar. ♁ ist ebenfalls kaum dorten zu erkennen. ♀ zeigt sich Morgens vielleicht noch eben im Morgenlichte ☾ schimmert zu Ende d. Mon. in N. östl. Morgendämmerung.

Stand der Planeten.	
1	♂ im 7° 25'
13	" 7 45
25	" 8 1
1	♄ = 15 36 np
13	" = 16 35
25	" = 17 40
1	♃ = 28 5 np
15	" = 29 55
25	" = 1 15 ♂
1	♁ = 29 6 ♂
13	" = 6 19 np
25	" = 13 40
1	♁ = 10 58 II
15	" = 25 24
25	" = 9 56 ♂
1	" = 6 20 ♂
13	" = 3 10
25	" = 12 7

Augustus hat 31 Tage.

M. T.	W. T.	Deutscher Kalender.	Zeit- Gleich.	M. T.	Franz. l. 11.	M. T.	Ruffischer.	
1	M		+ 5' 59'	13	T.	20	Julius.	
2	D		++ 55	14	Q.	21		
3	M		++ 52	15	Q.	22		
4	F		++ 47	16	S.	23		
5	F		++ 42	17	S.	24		
6	S		++ 36	18	O.	25		
7	S	9 Trinit.	+ 30	19	N.	26		Fasten d. Mutter Gottes bis d. 15.
8	M		++ 23	20	D.	27		
9	D		++ 15	21	P.	28		
10	M		++ 7	22	D.	29		
11	D		+++ 4' 59	23	T.	30		
12	F		+++ 50	24	Q.	31		
13	S		+++ 40	25	Q.	1		
14	S	10 Trinit.	++ 30	26	S.	2		
15	M	M. Simf.	++ 19	27	S.	3		
16	D		++ 8	28	O.	4		
17	M		+++ 5' 56	29	N.	5		
18	D		+++ 44	30	D.	6		
19	F		++ 31	1	P.	7		
20	S		++ 18	2	D.	8		
21	S	11 Trinit.	+ 4	3	T.	9	Augustus.	
22	M		++ 2' 50	4	Q.	10		
23	D		+++ 35	5	Q.	11		
24	M	Barthol.	++ 20	6	S.	12		
25	D		++ 4	7	S.	13		
26	F		+++ 1' 48	8	O.	14		
27	S		+++ 32	9	N.	15		
28	S	12 Trinit.	+ 15	10	D.	16		
29	M		++ 0' 58	11	P.	17		
30	D		++ 41	12	D.	18		
31	M		++ 22	13	T.	19		

☉ tritt in xx den 24, um 4 Uhr 48
Minuten Morgens.

E r n d t e m o n d.

Der Tag nimmt ab 1 St. 40 Minuten

M. F.	Jüd. Kal. Ab u. Elul	F. F.	Mondwechsel.	M. Auf.		U. Unt.	
				F. U.	W. W.	U. U.	W. W.
1	13	15		1	4 23	7	37
2	14	16		5	4 27	7	33
3	15 Fr. Tag	17	☉ Vollmond d.	10	4 36	7	24
4	16	18	d. 3. um 7 Uhr	15	4 45	7	15
5	17	19	14' N.	20	4 53	7	7
6	18 Sab.	20		25	5 2	6	58
7	19	21	☽ in Erdn.	31	5 13	6	47
8	20	22					
9	21	23	☽ Letztes Viert.		☽ Auf.	☽ Unt.	
10	22	24	d. 9. um 11 Uhr		U. W.	U. W.	
11	23	25	27' N.	1			1 18v.
12	24	26		5	8 28n.		
13	25 Sab.	27		10	10 7n.		
14	26	28		15	2 3v		
15	27	29		20			7 49n.
16	28	30		25			9 25n.
17	29	1	☽ Neumond d.	31			3 5v.
18	30	2	17. um 8 Uhr				
19	1 Elul	3	45' N.				
20	2 Sab.	4		1	☽ im 8° 14'		☽
21	3	5	☽ in Erdf.	13	= 8 53		
22	4	6		25	= 9 23		
23	5	7		1	☽ = 18 24		☽
24	6	8		13	= 19 43		
25	7	9	☽ Erstes Viertel	25	= 21 8		
26	8	10	d. 25 um 0 Uhr	1	☽ = 2 22		☽
27	9 Sab.	11	42' N.	13	= 4 27		
28	10	12		25	= 5 42		
29	11	13		1	♂ = 18 0		☽
30	12	14		13	= 25 32		
31	13	15		25	= 3 6		☽

Stand der Planeten.

Sichtbarkeit der Planeten.
 ☽ wird Ab. in der Sonnennähe verschwinden. ☿ verbirgt sich nahe beim ☽ unter den ☽ Strahlen. ♃ verliert sich fast ganz in westl. Abenddäm. ♄ wird in der Nähe der Sonne unsichtbar. ♀ ist noch früh Morgens sichtbar. ♁ zu Anfang d. Mon. früh in N. D. etwas sichtbar.

1	♂	=	18 0	☽
13	♂	=	25 32	
25	♂	=	3 6	☽
1	♂	=	18 29	☽
13	♂	=	3 9	☽
25	♂	=	17 55	☽
1	♂	=	22 53	☽
13	♂	=	16 35	☽
25	♂	=	9 56	☽

September hat 30 Tage.

M. F.	Deutscher Kalender.	Zeitgleich.	M. F.	Frans. l. 11 u. 12	M. F.	Russischer	
1	Q	+ 0' 4"	14	Q.	20	Augustus.	
2	Q	15	15	Q.	21		
3	Q	34	16	S.	22		
4	Q	53	17	S.	23		15 G.
5	Q	1' 12	18	O.	24		September.
6	Q	32	19	N.	25		
7	Q	52	20	D.	26		
8	Q	2' 12	21	P.	27		
9	Q	33	22	D.	28		
10	Q	53	23	T.	29		
11	Q	3' 14	24	Q.	30	14 G.	
12	Q	34	25	Q.	31	September.	
13	Q	55	26	S.	1		
14	Q	4' 15	27	S.	2		
15	Q	36	28	O.	3		
16	Q	57	29	N.	4		
17	Q	5' 18	30	D.	5		
18	Q	39	1	P.	6		15 G.
19	Q	6' 0	2	D.	7		September.
20	Q	21	3	F.	8		
21	Q	42	4	C.	9		
22	Q	7' 3	5	C.	10		
23	Q	23	6	S.	11		
24	Q	44	1	P.	12		
25	Q	8' 5	2	D.	13	16 G.	
26	Q	25	3	F.	14	September.	
27	Q	46	4	O.	15		
28	Q	9' 6	5	C.	16		
29	Q	25	6	S.	17		
30	Q	45	7	S.	18		

☉ tritt in ♋ d. 24. um 1 Uhr 17 Minuten Morgens. Herbst Anfang; Tag und Nacht gleich.

H e r b s t m o n d.

Der Tag nimmt ab 1 Stunde 50 Min.

M.	Jüd. Kal. El. u. Tisri	T.	Mondwechsel.	M.	U.	Auf. M.	U.	Unt. M.
1	14	16	☉ Vollmond	1	5	15	6	45
2	15	17	d. 1. um 3 Uhr	5	5	23	6	37
3	16 Sab.	18	58' M.	10	5	32	6	28
4	17	19	☽ in Erdn.	15	5	42	6	18
5	18	20		20	5	51	6	9
6	19	21		25	6	1	5	59
7	20	22		30	6	10	5	50
8	21	23	☽ Letzt. B. d. 8.					
9	22	24	um 6 U. 19' B.			☽ Auf.		☽ Unt.
10	23 Sab.	25				U. M.	U. M.	
11	24	26		1	6	56n.	-	-
12	25	27		5	7	49n.	-	-
13	26	28		10	0	0v.	-	-
14	27	29		15	4	57v.	-	-
15	28	30		20	-	-	7	8n.
16	29	1	☽ Neumond	25	-	-	11	21n.
17	1 Tisri. 3	2	d. 16. um 0 Uhr	30	-	-	5	8v.
18	2 5564	3	23' B.					
19	3 3 Ged.	4	d. 18. ☽ in Erdf.					
20	4	5		1	♄	im 9 ^h 46'		♄
21	5	6		13	"	10 36		
22	6	7		25	"	11 15		
23	7	8		1	♃	21 58		♃
24	8 Sab.	9	☽ Erstes Viertel	13	"	23 27		
25	9	10	d. 24. um 3 U.	25	"	24 57		
26	10 (Vers. 3.	11	56' B.	1	♂	8 6		♂
27	11 lange M.	12		13	"	10 33		
28	12	13		25	"	13 6		
29	13	14		1	♂	7 43		♂
30	14	15		13	"	15 56		
				25	"	23 36		
				1	♂	26 34		♂
				13	"	11 26		♃
				25	"	26 23		
				1	♃	22 10		♃
				13	"	10 50		♄
				25	"	26 34		

Sichtbarkeit der Planeten.

♄ ist hinter der Sonne verborgen.
 ♃ bleibt noch jenseits der Sonne unsichtbar
 ♀ hat sich hinter der Sonne verlohren. ♁ unter den Sonnenstrahlen verborgen. ♃ wird in der Sonnennähe Morgens unsichtbar.
 ♄ unsichtbar.

October hat 31 Tage.

M. F.	Deutscher Kalender.	Zeit-Gleich.	M. F.	Frans. l'an 12	M. F.	Russischer
1	☾	— 10' 4"	8	O.	19	
2	☾	— 24	9	N.	20	17 ☾.
3	☾	— 43	10	D.	21	
4	☾	— 11' 1	11	P.	22	
5	☾	— 19	12	D.	23	
6	☾	— 37	13	F.	24	
7	☾	— 55	14	Q.	25	
8	☾	— 12' 12	15	Q.	26	
9	☾	— 28	16	S.	27	18 ☾.
10	☾	— 44	17	S.	28	
11	☾	— 13' 0	18	O.	29	
12	☾	— 15	19	N.	30	
13	☾	— 30	20	D.	1	
14	☾	— 44	21	P.	2	
15	☾	— 57	22	D.	3	
16	☾	— 14' 10	23	T.	4	19 ☾.
17	☾	— 23	24	Q.	5	
18	☾	— 35	25	Q.	6	
19	☾	— 46	26	S.	7	
20	☾	— 57	27	S.	8	
21	☾	— 15' 7	28	O.	9	
22	☾	— 17	29	N.	10	
23	☾	— 25	30	D.	11	20 ☾.
24	☾	— 34	1	P.	12	
25	☾	— 41	2	D.	13	
26	☾	— 48	3	T.	14	
27	☾	— 54	4	Q.	15	
28	☾	— 59	5	Q.	16	
29	☾	— 16' 3	6	S.	17	
30	☾	— 7	7	S.	18	21 ☾.
31	☾	— 10	8	O.	19	

September.

October.

Vendemiaire.

Brumaire.

☉ tritt in den M d. 24. um 9 Uhr 20 Minuten Vormittags.

W e i n m o n d.

Der Tag nimmt ab 1 St. 56 Min.

M. T.	Jüd. Kal. Tisr. u. M.	F.	Mondswechsel.	M. T.	☉ Auf.		☉ Unt.	
					U.	M.	U.	M.
1	15	Laubb.	16 ☉ Vollm. d. 1.	1	6	12	5	48
2	16	2tes Fest.	17 um 0 U 38' B.	5	6	20	5	40
3	17		18 d. 1. ☽ in Erdn.	10	6	30	5	30
4	18		19	15	6	40	5	20
5	19		20	20	6	49	5	11
6	20		21	25	6	59	5	1
7	21	Palmf.	22 ☽ Letztes Viertel	31	7	10	4	50
8	22	Laubb.	23 d. 7. um 4 Uhr					
9	23	Gesehf.	24 39' N.					
10	24		25					
11	25		26	1	5	40n.	.	.
12	26		27	5	7	48n.	.	.
13	27		28	10	0	29v.	.	.
14	28		29	15	.	.	4	49n.
15	29	Sabat	1 ☽ Neumond	20	.	.	7	6n.
16	30		2 d. 15. um 5 Uhr	25	.	.	0	35v.
17	1	March	3 49' N.	31	6	on.	.	.
18	2		4 d. 15. ☽ in Erdf.					
19	3		5					
20	4		6					
21	5		7					
22	6	Sabat	8					
23	7		9 ☽ Erstes Viertel					
24	8		10 d. 23. um 5 Uhr					
25	9		11 28' N.					
26	10		12					
27	11		13					
28	12		14 d. 29. ☽ in Erdn.					
29	13	Sabat	15 ☽ Vollmond					
30	14		16 d. 30. um 9 Uhr					
31	15		17 48' B.					

☽ Auf.	☽ Unt.
U.	M.
1	54on.
5	748n.
10	029v.
15	449n.
20	76n.
25	035v.
31	6on.

Stand der Planeten.

	☽ im	11°	35'	
1	☽	11	35'	H
13	"	12	28	
25	"	13	7	
1	♄	25	42	np
13	"	27	9	
25	"	28	32	
1	♃	14	24	H
13	"	17	0	
25	"	19	36	
1	♂	27	38	H
13	"	5	50	m
25	"	14	10	
1	♀	3	52	H
13	"	18	52	
25	"	3	54	m
1	♁	2	53	m
13	"	8	59	
25	"	28	56	H

Sichtbarkeit der Planeten.

- ☽ ist noch hinter der Sonne verborg.
- ♄ kommt zu Ende des Mon. Morg. in Osten hervor.
- ♃ ist noch unter den Sonnenstrahlen versteckt.
- ♂ jenseits der Sonne unsichtbar.
- ♀ gleichfalls nicht zu sehen.
- ♁ unsichtbar.

November hat 30 Tage.

M. T.	W. T.	Deutscher Kalender.	Zeit- Gleich.	M. T.	Franz. l'an 12	M. T.	Russischer.
1	D	Aller H.	-16' 13''	9	N.	20	October.
2	M	All. Seel.	14	10	D.	21	
3	D	Hubertus	15	11	P.	22	
4	F		15	12	D.	23	
5	Ö		14	13	T.	24	
6	Ö	22 Trin.	12	14	Q.	25	
7	M		9	15	Q.	26	
8	D		6	16	S.	27	
9	M		2	17	S.	28	
10	D		-15' 56''	18	O.	29	
11	F	Martini	50	19	N.	30	
12	Ö		43	20	D.	31	
13	Ö	23 Trin.	35	21	P.	1	
14	M		27	22	D.	2	
15	D		17	23	T.	3	
16	F		7	24	Q.	4	
17	Ö		-14' 56''	25	Q.	5	
18	M		44	26	S.	6	
19	D		31	27	S.	7	
20	Ö	24 Trin.	17	28	O.	8	
21	M		3	29	N.	9	
22	D		-13' 47''	30	D.	10	
23	F		31	1	P.	11	
24	Ö		14	2	D.	12	
25	M		-12' 57''	3	T.	13	
26	D		38	4	Q.	14	
27	Ö	1 Advent	19	5	Q.	15	
28	M		0	6	S.	16	
29	D		-11' 39''	7	S.	17	
30	M	Andreas	18	8	O.	18	

☉ tritt in ♄ den 23. um 5 Uhr 35
Minuten Morgens.

W i n d m o n d.

Der Tag nimmt ab 1 St. 22 Minuten.

M.	Jüd. Kal. T. M. u. Cisl.	☾	Mondwechsel	M.	☉	Auf. U. M.	Unt. U. M.
1	16	18		1	7	11	4 49
2	17	19		5	7	17	4 43
3	18	20		10	7	25	4 35
4	19	21		15	7	34	4 26
5	20 Sab.	22		20	7	41	4 19
6	21	23	☾ Letztes Viertel	25	7	47	4 13
7	22	24	d. 6 um 7 Uhr	30	7	52	4 8
8	23	25	6' B.				
9	24	26					
10	25	27					
11	26	28	☾ in Erdf:	1	5	43n.	. . .
12	27 Sab.	29		5	10	21n.	. . .
13	28	30		10	3	8v.	. . .
14	29	1	☉ Neumond	15	. . .	4 25n.	
15	30	2	d. 14. um 11 U.	20	. . .	9 58n.	
16	1 Cislev	3	51' B.	25	. . .	3 8v.	
17	2	4		30	5	22n.	. . .
18	3	5					
19	4 Sab.	6					
20	5	7					
21	6	8					
22	7	9	☽ Erstes Viertel	1	♃	im 13 ^o 51'	♂
23	8	10	d. 22. um 4 Uhr	13	=	14 18	
24	9	11	58' B.	25	=	14 48	
25	10	12		1	♄	= 29 18	♂
26	11 Sab.	13	☽ in Erdn.	13	=	0 31	♂
27	12	14		25	=	1 35	
28	13	15	☉ Vollmond	1	♃	= 21 6	♂
29	14	16	d. 28. um 7 Uhr	13	=	23 37	
30	15	17	53' N.	25	=	26 1	
				1	♄	= 19 4	♂
				13	=	27 37	
				25	=	6 16	♂
				1	♃	= 12 40	♂
				13	=	27 42	
				25	=	12 46	
				1	♄	= 23 19	♂
				13	=	1 46	♂
				25	=	19 19	

Sichtbarkeit der Planeten.

♃ kommt Morgens 4 Uhr in Osten wieder zum Vorschein. ♄ steht in dem Morgenst. über dem östl. Horizonte. ♀ zeigt sich gleichfalls Morg. früh wieder etwas in Osten. ♁ ist hinter der Sonne verborgen. ♃ bleibt noch in der Nähe der Sonne unsichtbar. ♄ kommt Morgens etwas in Osten zu Gesichte.

December hat 31 Tage.

W. T.	W. T.	Deutscher Kalender.	Zeit-Gleich.	W. T.	Franz. Jan 12	W. T.	Russischer.	
1	☾		10' 56"	9	N.	19	November. Phillippi bis Christtag.	
2	☾		53	10	D.	20		
3	☾		10	11	P.	21		
4	☾	2 Advent	9' 47	12	D.	22		26 G.
5	☾		25	13	T.	23		
6	☾		8' 58	14	Q.	24		26 G.
7	☾		32	15	Q.	25		
8	☾	W. Empf.	6	16	S.	26		27 G.
9	☾		7' 39	17	S.	27		
10	☾		12	18	O.	28		27 G.
11	☾	3 Advent	6' 45	19	N.	29		
12	☾		17	20	D.	30	1	
13	☾		5' 48	21	P.	1		
14	☾	Quatemb.	20	22	D.	2	3	
15	☾		4' 51	23	T.	3		
16	☾		22	24	Q.	4	5	
17	☾		3' 52	25	Q.	5		
18	☾	4 Advent	23	26	S.	6	28 G.	
19	☾		2' 53	27	S.	7		
20	☾		23	28	O.	8	9	
21	☾	Thomas	1' 53	29	N.	9		
22	☾		23	30	D.	10	11	
23	☾		0' 53	1	P.	11		
24	☾		23	2	D.	12	29 G.	
25	☾	5. Christf	7	3	T.	13		
26	☾	Stephan.	37	4	Q.	14	15	
27	☾	3. Ev.	1' 6	5	Q.	15		
28	☾		36	6	S.	16	17	
29	☾		2' 6	7	S.	17		
30	☾		35	8	O.	18	19	
31	☾		3' 4	9	N.	19		

☉ tritt in ζ d. 22. um 6 Uhr 1 Minuten
Abends. Winters Anfang; kürzster Tag.

Wintermond.

Der Tag nimmt zu 1 St. 56 Min.

M.	Jüd. Kal. Cis. u. Teb.	☾ ☽.	Mondswechsel.	M.	☉ Aufg. U. M.	☉ Unt. U. M.
1	16			1	7 45	4 6
2	17			5	7 58	4 2
3	18 Sab.			10	8 1	59
4	19			15	8 4	56
5	20			20	8 5	55
6	21		☾ Letztes Viert. d. 6. um 1 Uhr	25	8 4	56
7	22		25' W.	31	8 2	58
8	23		d. 8 ☽ in Erdf.		☽ Aufg. U. M.	☽ Unt. U. M.
9	24					
10	25 Kirchw.			1	6 59n.	. . .
11	26			5	11 41v.	. . .
12	27			10	4 14v.	. . .
13	28			15
14	29		☉ Neumond d. 14. um 5 Uhr	20	. . .	4 45n.
15	30		24' W.	25	. . .	11 18n.
16	1 Tebeth			31	7 53n.	4 55v.
17	2 Sab.				Stand der Planeten.	
18	3			1	☽ im 15° 5'	♄
19	4			13	" 15 37	
20	5			25	" 15 55	
21	6		☽ Erstes Viert. d. 21. um 2 Uhr	1	♄ = 1 59	♄
22	7		19' N.	13	" = 2 45	
23	8		d. 23 ♄ in Erdn.	25	" = 3 17	
24	9 Sab.			1	♄ = 27 9	♄
25	10 Bel. Ze.			13	" = 29 18	
26	11			25	" = 1 15	♄
27	12			1	♄ = 10 39	♄
28	13		☉ Vollmond d. 28. um 7 Uhr	13	" = 19 30	
29	14		39' W.	25	" = 28 30	
30	15			1	♄ = 20 18	♄
31	16 Sab.			13	" = 5 21	♄
				25	" = 20 23	
				1	♄ = 28 39	♄
				13	" = 17 25	♄
				25	" = 6 27	♄

Sichtbarkeit der Planeten.
 ☽ befindet sich Morg. über dem östl. Horizonte. ♄ ist nach Mitternacht in Osten sichtbar. ♃ steht Morgens in S Osten schön zu sehen. ♃ bleibt jenseits der Sonne verborgen.
 ♀ kommt zu Ende des Mon. in W. wieder etwas zum Vorschein. ♀ ist unsichtbar.

No.	Name	Address
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50

Beiträge

zur

Beförderung des guten Geschmacks

in

Gemälden und Kupferstichen.

1848

Vertrag zwischen dem Königreich Preussen und dem Königreich Sachsen

am 11. März 1848

Ueber den Zweck und die zweckmäßige
Anwendung der Kunst.

Wozu ist die Kunst da? was soll sie zum Segen der Menschheit leisten? was sind wir von ihr zu fordern und zu erwarten berechtigt? — Diese Frage ist nicht allein für den Künstler, sondern auch für den Liebhaber der Kunst, von der äussersten Wichtigkeit. Dem Endzwecke der Kunst muß durchaus jedes wahre Kunstwerk entsprechen. Hat also der Künstler mangelhafte und irrige Begriffe von demselben: so kann sein Kunstwerk auch nicht wohl anders, als äusserst fehlerhaft ausfallen. Er hat einen Zweck vor Augen, womit er sich entweder gar nicht, oder doch wenigstens nicht hauptsächlich befassen sollte. Er wählt daher, wenn er übrigens ein verständiger Mann ist, auch solche Mittel, die demselben angemessen sind. Ist es aber nicht bloß

ein glücklicher Zufall, wenn diese sich mit denjenigen Mitteln, die zum eigentlichen Zwecke der Kunst führen, vertragen, und wenn auf diesem Wege ein wirklich schätzbares Kunstwerk zu Stande kommt? Ist es nicht vielmehr zu erwarten, daß er, bei unrichtigen Begriffen von dem Zwecke seiner Kunst, diesen weit öfter verfehlen, und Werke liefern wird, die den Blick und die Beurtheilung des Kenners nicht ertragen können? nach dem Endzwecke der Kunst muß daher auch jedes Kunstwerk beurtheilt und gerichtet werden. Der Liebhaber läuft Gefahr, sich um die seligsten Genüsse der vortreflichsten Kunstwerke zu bringen, wenn sie nicht grade dem Zwecke entsprechen, den er sich fälschlich als Zweck der Kunst denkt, und sich im Gegentheile einer falschen trügerischen Freude über so genannte Kunstwerke zu überlassen, die zwar diesem eingebildeten Zwecke der Kunst angemessen sind, aber dennoch aus dem Kanon ächter Kunstwerke ausgestrichen zu werden verdienen.

Wenn von dem Endzwecke der Kunst überhaupt die Rede ist: so ist offenbar darunter ein solcher zu verstehen, den die Kunst überall, wo sie in ihrem Gebiete schaltet und

waltet, zu erreichen im Stande ist; sie mag sich nun mit Darstellungen aus der todten, oder aus der lebendigen Natur, mit Darstellungen aus dem Reiche der Wirklichkeit, oder aus den gränzlosen Gefilden der Phantasie beschäftigen. Bei einzelnen Gattungen können allerdings mit jenem allgemeinen Zwecke der Kunst noch besondere Zwecke verbunden werden; aber jener bleibt Hauptzweck, der für diese nie aufgeopfert werden darf, dem diese immer untergeordnet werden müssen, wenn die Kunst in ihrer Würde erhalten werden soll. Und so kann ja auch der Künstler noch allerlei Zwecke bei seinen Arbeiten beäugen, die für ihn vielleicht wichtig genug, aber für seine Werke von keiner Bedeutung sind. Denn bei einem Kunstwerke fragen wir nicht: was hat den Künstler zu Verfertigung desselben bewogen? hatte er die Absicht das durch der Welt einen ersprießlichen Dienst zu leisten? oder wollte er dadurch irgend einem Gönner und Freunde seine Dankbarkeit und Liebe beweisen? — wenigstens sind dies die Untersuchungen nicht, die wir eigentlich bei der Betrachtung eines Gemäldes anzustellen haben; — sondern wir fragen vielmehr: ist es ein gelungenes, oder ein mißlungenes Werk?

und um diese Frage zu entscheiden, sehen wir nicht auf die besondern Zwecke des Künstlers, sondern auf den Zweck der Kunst.

Wenn unleugbar die Bestimmung des Menschen die ist, sittlich gut und glücklich zu werden: so muß allerdings alles, was seiner Aufmerksamkeit und Achtung würdig seyn soll, eine nähere oder entferntere Tendenz auf diese höhere Bestimmung des Menschen haben. Unläugbar würde also die Malerkunst zu einer verächtlichen Kunst herabsinken, wenn sich darthun ließe, daß sie weder mittelbar noch unmittelbar etwas dazu beitrage, den Menschen dieser seiner Bestimmung näher zu führen, und daß sie weder die Veredelung noch die Glückseligkeit des Menschen auf irgend eine Weise befördere. Sie würde sogar Abscheu verdienen, wenn sie dem Menschen erweislich Hindernisse auf dem Wege der Tugend und Glückseligkeit bereitete. Daß dieses Letztere sehr häufig geschehen sey, läßt sich freilich nicht leugnen. Aber die Schuld davon ist doch eigentlich nicht der Kunst, sondern dem Mißbrauche der Kunst beizumessen. Denn ist es nicht offenkundiger Mißbrauch der Kunst, wenn der Künstler die Schranken nicht respektirt, in

nerhalb welcher er sich als rechtschaffener Mann aus Achtung für Religion und Tugend erhalten soll, und aus Unverstand und strafbarem Leichtsinne Darstellungen liefert, durch welche Religiosität, Rechtschaffenheit und Glückseligkeit gefährdet werden? Die Religion ist unter allen Töchtern des Himmels, die zum Troste der Sterblichen zur Erde herabgestiegen sind, unstreitig die erhabenste und heiligste. Und doch müssen wir, wenn wir die Geschichte der Religion lesen, darüber erstaunen, wie viel Unglück und Elend sie, gemißbraucht von Menschen, die ihren wahren Zweck verkannten, angerichtet hat. Man hat um ihrentwillen, anstatt Sittlichkeit zu befördern, Laster und Verbrechen veranlaßt und begangen; anstatt Menschen zu beglücken, Menschen verfolgt, mißhandelt und gemordet. So wenig aber Untergrabung der Moralität und Glückseligkeit Zweck der Religion seyn kann, eben so wenig ist sie auch Zweck der Kunst. Aber es ist freilich, um das Ansehen der Kunst zu sichern, nicht genug, daß sie für unschädlich erkannt wird; nein, sie muß auch als heilsam ersprießlich und wohlthätig anerkannt werden. Soll die Kunst Achtung verdienen, und soll der Künstl-

ler, der sich sein ganzes Leben hindurch mit ihr beschäftigt, nicht zu jener verächtlichen Menschenklasse, die man geschäftige Müßiggänger nennt, herabsinken: so muß sie auf eine nähere oder entferntere Weise auf Veredlung und Beglückung des Menschen hinwirken, und wenn sie in Hinsicht auf Veredlung des Menschen nichts vermag, ihm wenigstens Schöpferinn reiner und unschuldiger Freuden seyn.

Wollen wir den eigentlichen Zweck der Kunst mit Zuverlässigkeit erforschen, so bleibt uns dazu kein anderer Weg offen, als folgender: — Wir müssen untersuchen, was die Kunst überall, wo sie, als in ihrem angewiesenen Gebiete schaltet und waltet, zu wirken und hervorzubringen vermag. Diese Wirkung, die allen ihren Werken ohne Unterschied eigen ist, die dargestellte Gegenstände mögen seyn, welche sie wollen, ist unstreitig der eigentliche allgemeine Zweck der Kunst, welchen der Künstler nie um anderer Zwecke willen aus den Augen verliessen darf.

Die Malerei ist sehr geschickt, eine Lehrerin der Menschen zu seyn. Zum Unterrichte über unsichtbare Wahrheiten

ist ihre Sprache freilich viel zu arm; es ist daher äusserst wenig, was sie in dieser Absicht zu leisten vermag: aber desto reicher ist ihre Sprache, wenn der Mensch über sichtbare Gegenstände unterrichtet werden soll. Hier läßt sie die Wörtersprache weit hinter sich. Auch in dieser Sprache können sichtbare Gegenstände sehr genau beschrieben werden. Aber ihre Zeichen sind auf einander folgende Zeichen. Wir können also den sichtbaren Gegenstand, worüber wir in dieser Sprache jemanden belehren wollen, demselben nur theilweise nach einander beschreiben, und müssen es seiner Imagination überlassen, diese Theile zusammen zu setzen, und so die Vorstellung des Ganzen zu bilden. Wie weit leichter wird der Mensch durch die Sprache der Malerei, die sich koexistirender Zeichen bedient, und den ganzen Gegenstand auf einmal vor unser Auge bringt, zur Erkenntniß sichtbarer Gegenstände geleitet. Aber nicht allein leichter, sondern auch sicherer. Die Anschauung, welche die glücklichste Phantasie aus den genauesten und umständlichsten Beschreibungen in der Sprache der artikulirten Töne zusammenzusetzen vermag, fällt immer sehr mangelhaft aus, ist immer nur

eine sehr ungetreue Kopie des Urbildes in der Natur. Die Anschauung hingegen, die uns die Malerei gewährt, ist eine so vollkommene Nachbildung des Urbildes, daß wir das durch zugleich zur deutlichsten und zur richtigsten Vorstellung von den Gegenstände gelangen, den wir zu erkennen wünschen. Man lese die genaueste Beschreibung von irgend einer merkwürdigen Gegend in der Schweiz, oder in Italien, und vergleiche das Bild welches dadurch in der Phantasie erzeugt wird, auch nur mit einem guten Kupferstiche von dieser Gegend; man lese die genaueste Beschreibung von irgend einem Meisterwerke der Architektur grauer Vorzeit, und halte die Vorstellung, welche man sich nun davon macht, mit der Anschauung zusammen, die ein würdiger Künstler von einem solchen Gebäude geliefert hat; oder man lese auch nur die genaueste Beschreibung irgend eines unbekanntes Thieres, und strenge sich aufs äusserste an, ihm in seiner Phantasie Form und Farbe zu geben, und nun suche man die Abbildung dieses Thieres in den schönen illuminirten Kupfern der Buffonschen Naturgeschichte auf: gewiß wird man alsdann kein Bedenken tragen, der Malerei den Vorzug einzuräumen, daß

sie in Ansehung der Form und Farbe sichtbarer Gegenstände die vollkommenste Lehrerin sey. Die, die es sich zur Pflicht gemacht haben, die Menschen zu unterweisen, haben daher die Unvollkommenheit ihrer Sprache beim Unterrichte über sichtbare Gegenstände von je her sehr lebhaft gefühlt, und haben die Kunst zu Hülfe gerufen. Willig hat die Kunst, jedoch ohne auf höhere Zwecke Verzicht zu thun, und ohne sich zur Sklavinn der Wissenschaften zu erniedrigen, sich herabgelassen, zur Beförderung gemeinnütziger Erkenntniß mitzuwirken. Pinsel und Grabstichel sind der unvollkommenen Wörtersprache zur Hülfe geeilt, und der Künstler hat sich freundschaftlich mit dem Gelehrten vereinigt, um die Menschheit zu unterweisen.

Wünschenswürdig ist es allerdings, daß die Kunst in dieser Hinsicht noch mehr thue, als sie bisher gethan hat. Und ich sehe es gar nicht ein, warum es unter der Würde des Künstlers seyn sollte, der Welt durch interessante Darstellungen von den Produkten der Natur, so wie von Werken der menschlichen Erfindungskraft und des menschlichen Fleißes, zu nützen. Aber Beförderung anschauender Erkenntniß von sichtbaren Gegen-

ständen zum eigentlichen Zwecke der Kunst zu machen, hiesse die Kunst herabwürdigen, und das Urtheil der Verwerfung über Tausende von Gemälden sprechen, die offenbar zu einem ganz andern Zwecke gefertigt, und gleichwohl sehr schätzbare Werke der Kunst sind.

Auch in Hinsicht auf Religion und Tugend vermag es die Malerei allerdings der Menschheit erspriessliche Dienste zu leisten, und es fehlt ihr gewiß an Mitteln nicht, auf Beförderung derselben kräftig hinzuwirken. Sie kann Gegenstände, die für den Glauben des Christen wichtig sind, mit Würde darstellen. Sie kann allgemeine Wahrheiten mit hoher ästhetischer Kraft vergegenwärtigen. Sie kann moralische Charakterschilderungen aufstellen. Sie kann die Schönheit der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters in Beispielen edler und unedler Handlungen zeigen. Sie kann die Folgen eines tugendhaften und lasterhaften Verhaltens uns mit Vergnügen und mit Schauder im Gemälde erblicken lassen. Es ist der Mühe werth, zu untersuchen, wie und wiefern sie dazu im Stande sey.

Die Bibel und die Legenden haben den Stoff zu unzähligen Gemälden hergegeben. Nicht allein Kirchen sind mit heiligen Gemälden geschmückt, nein, auch öffentliche und Privatsammlungen sind damit ausgeziert worden, seitdem die Malerkunst wieder aufgelebt ist. Und was auch immer der Protestant über den größeren Theil dieser Gemälde urtheilen mag: so ist doch nicht zu leugnen, daß sie von großer Wirkung gewesen sind, und nicht allein zur Befestigung der Hierarchie, sondern auch zur Beförderung frommer und tugendhafter Gesinnungen das Ihrige beigetragen haben. Es ist allerdings zu bedauern, daß sich die Malerei so oft an Gegenstände der Religion gewagt hat, die sie nicht mit gehöriger Würde darstellen kann, und die eben deswegen jenseit der Gränzen ihrer Kunst liegen. Es fehlt aber doch auch an religiösen Sujets nicht, bei welchen dieser Fall nicht eintritt, und es giebt daher auch in Kirchen, Pallästen und Galerien eine Menge heiliger Gemälde, denen man es nicht absprechen kann, daß sie sehr geschickt sind, große Gedanken im Gemüthe des Beschauers zu wecken, erhabene Betrachtungen zu nähren, heilige Empfindungen aufzuregen, und

fromme Gesinnungen zu stärken; welche daher als kräftige Mittel einer, auf Beruhigung und Veredelung des Herzens durch Religion, abzweckenden Andacht, geschätzt zu werden verdienen. Und der abergläubische Mißbrauch, welcher mannichmal mit solchen Gemälden getrieben worden seyn mag, hebt den Werth derselben nicht auf, so lange erweislich ist, daß ein besserer Gebrauch statt finde, und daß jener Mißbrauch durch Verbreitung zweckmäßiger Aufklärung verhütet werden kann. Die Religion des erhabenen Weisen von Nazaret zwecket offenbar auf Beruhigung und Veredlung des Menschen ab; wie könnte sie, wo sie mit Würde in Gemälden erscheint, diese ihre wohlthätige Abzweckung verleugnen? Luther war daher keinesweges der Meinung, daß alle Bilder aus den Versammlungshäusern der Christen weggeschafft werden müßten; sondern er glaubte vielmehr, daß viele derselben zur Erweckung frommer Gedanken und Empfindungen genutzt, und zum Vortheil der Religion behalten werden könnten. Warum sollte zum Beispiel das Anschauen eines Gemäldes, in welchem uns irgend eine merkwürdige Scene aus dem Leben unseres Herrn vergegenwärtigt

tigt wird, nicht eben so wohl kräftig auf Beförderung christlicher Gesinnungen hinwirken, als die Betrachtung derselben bei dem Lesen eines Andachtsbuches, oder bei der Anhörung einer Predigt. Freilich kann uns ein Gemählde darüber nicht alles sagen, was uns ein Buch, oder ein christlicher Lehrer darüber sagen kann; aber was es uns sagt, sagt es desto kräftiger, denn es redet zu den Sinnen, bringt uns den Gegenstand so nahe als möglich, giebt der Phantasie einen erhabenen Schwung und rühret das Herz.

Erinnerungen an gewisse allgemeine Wahrheiten und Veranlassungen zum Nachdenken über dieselben findet der aufmerksame Beschauer um desto leichter in einem Gemählde, je mehr er überhaupt im Nachdenken geübt ist, je geläufiger ihm jene Wahrheiten sind, und je mehr das Besondere durch die Kunst so dargestellt ist, daß es zur Betrachtung des Allgemeinen leiten kann. Nachdenken über allgemeine Wahrheiten zu wecken, fehlt es der Kunst nicht an mannichfaltigen Mitteln, die indessen freilich nicht bei jedem Beschauer von gleicher Wirkung sind. Aber allgemeine Wahrheit, wirklich darzustellen, sie so darzustellen, daß kein gebildeter wohlerzogener

Mensch denn Sinn der Darstellung verfehlen kann, ist eine sehr schwere Aufgabe für die selbe, die, so viel ich einsehe, nur durch die Allegorie gelöst werden kann. Hinweggesehen von der Allegorie, scheint mir die Mahlerei eine Sprache zu seyn, die nur Worte für Individua, und für sichtbare Eigenschaften und Beziehungen derselben hat, und die eben deswegen zum Vortrage allgemeiner Wahrheiten durchaus unbrauchbar ist. Wenn also Herr Sulzer * von historischen Gemälden redet, die allgemeine Wahrheiten darstellen sollen: so scheint mir möglichst unverkennbare Erinnerung an allgemeine moralische Wahrheiten mit wirklicher Darstellung derselben offenbar verwechselt zu werden. Am wenigsten begreife ich, wie die Aesopische Fabel, die gewiß nicht zu den mahlbaren Gegenständen gehört, in der Malerei zur Darstellung allgemeiner Lehren dienen könne. Vermittelt der Allegorie kann man allerdings Sentenzen mahlen. Wer es aber weiß, wie viele Schwierigkeiten es hat, ein allegorisches Gemälde verständlich zu machen, wie viel Vorerkenntnisse von Emblemen und

* Im Artikel Moral.

Attributen man gewöhnlich dazu mitbringen muß, um den Sinn derselben nicht zu verfehlen, wie schwer es dem Mahler wird, seine allegorischen Personen hinlänglich zu charakterisiren, wenn er es wagt, die fast bis zum Ekel wiederhohltten allegorischen Figuren mit neuen zu vermehren, und wie leicht ein allegorisches Gemählde, welches der Mahler ohne Zweifel für sehr deutlich ansah, zu einem fast unerklärbaren Räthsel wird; der wird gewiß auch eingestehen, daß die Zahl moralischer Wahrheiten nicht sehr groß sey, die durch die Malerei so vorgetragen werden können, daß es gebildeten Menschen von allerlei Sprachen und Zungen faßlich ist. Ich leugne es nicht, daß es möglich sey — was ist dem Genie eines wackeren Künstlers nicht möglich? — faßliche Allegorien zu erfinden, und vermittelst derselben allgemeine Wahrheiten mit mehr ästhetischer Kraft vorzutragen, als es in gewöhnlicher Menschensprache geschehen kann; aber es ist und bleibt in den meisten Fällen ein sehr schweres Unternehmen — ein Unternehmen, welches, weil es mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, selten gelingt, und welches daher nur von großen Geistern gewagt werden

solte. Ich kann dem Herrn von Hages dorn * unmöglich unrecht geben, wenn er behauptet, daß die Allegorie allemal einen Begriff des Abwesenden, und nur allzuoft den Nebenbegriff des künstelnden Witzes erwecke. Dadurch wird die Täuschung vernichtet, und daß Gemählde wird kalt. Wenn aber durch die Mahlerei irgend eine moralische Wahrheit nicht kräftiger gesagt werden kann, als durch gewöhnliche Sprache: so dürfte die unbeschreibliche Mühe, die ein einziges Gemählde dieser Art kostet, schwerlich durch den für die Moralität dadurch zu bewirkenden Nutzen hinlänglich vergolten werden, und ich sehe in diesem Falle nicht ein, warum der Mahler diese Mühe nicht lieber auf Gemählde verwenden soll, von denen er sich vortheilhaftere Wirkungen zu versprechen hat.

Mehr kann die Mahlerei für die Moralität durch Schilderungen moralischer Charaktere leisten. Denn daß Schilderungen moralischer Charaktere der Moralität sehr förderlich sind, kann doch wohl nicht bezweifelt werden, da sie das moralische Gefühl üben, näh-

* S. dessen Betrachtungen über die Mahlerei. XXXII. XXXIII.

ren und schärfen, uns die Schönheit der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters zu empfinden geben, und, indem sie uns kräftig zur Nachahmung einer edlen Denkungs- und Gesinnungsart erwecken, uns den lebhaftesten Abscheu vor allem demjenigen einflößen, was damit unvereinbar ist. Der Redner und Dichter kann seine moralischen Charaktere mit einer Umständlichkeit und Ausführlichkeit schildern, die der Mahler freilich nicht in seiner Gewalt hat. Er kann sie bis zu den zartesten Zügen und Schattierungen ausmahlen, da der Mahler sich im Gegentheile mit wenigen charakteristischen Zügen begnügen, und die völlige Ausmahlung des Bildes der geschäftigen Phantasie des Beschauers überlassen muß. Aber was den Charakterschilderungen des Mahlers von dieser Seite abgeht, wächst ihnen von einer andern Seite reichlich wieder zu; -- vorausgesetzt, daß sie wirklich das sind, was sie seyn können und sollen.

Denn sittliche Charaktere zu mahlen ist freilich nicht die Sache eines jeden Künstlers. Es ist unstreitig die schwerste Aufgabe für die Kunst. Nur derjenige, auf dem der Geist eines Raphaels ruht, der mit großen Einsich-

ten in die Kunst tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens verbindet, der die zarteren Züge des Geistes und der Gesinnung im Anblicke des Menschen zu lesen und aufzufassen weiß, der den innern Menschen in dem äußern wie in einem Spiegel zu erblicken geübt ist, und dessen rege Phantasie sich mannichfaltige moralische Charaktere, wie sie sich in menschlichen Körpern abspiegeln, deutlich vorzustellen geübt ist — nur dieser wird in der Darstellung sittlicher Charaktere vollkommen glücklich seyn können. Der äußere Mensch ist gleichsam ein Spiegel des inneren. Der Maler kann also, indem er den äußern Menschen darstellt, uns zugleich tiefe Blicke in sein Inneres thun lassen. Das Vorübergehende in dem Innern des Menschen — lebhaft empfindungen, Affekten und Leidenschaften — offenbahrt sich durch einen so kräftigen Ausdruck, giebt sich im Gesichte und in der Attitüde des Menschen so deutlich zu erkennen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn so viele Maler in der Darstellung desselben glücklich gewesen sind. Aber das Bleibende, Daurende offenbahrt sich durch leisere Züge, die nicht so leicht aufgefaßt, nicht so leicht richtig verstanden, nicht so leicht dargestellt

werden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn es damit nur wenigen geglückt ist.

Gelungene Bilder dieser Art verdienen den Namen des Charakterbildes. Und wenn der Maler es für gut gefunden hat, mehrere Charaktere durch eine gewisse Handlung, wodurch dieselben noch kenntlicher werden, mit einander zu verbinden: so dürfen wir ein solches Gemälde, in welchem die Handlung nur Nebensache ist, nicht mit historischen Gemälden, wo die Handlung als Hauptsache erscheint, verwechseln. Wir laufen sonst Gefahr, uns mit der Schaal zu amüsiren und den Kern ungenossen zu lassen; über Anachronismen und andere vermeinte Fehler der Komposition zu klagen, während daß der Geist des Gemäldes unserer Aufmerksamkeit entschlüpft. *

* Anmerk. Die Charaktere, welche der Maler schildert, sind entweder allgemeine z. B. der Charakter des Weisen, des Helden, des Patrioten, des guten Vaters, der guten Mutter; oder besondere, mit allen den Individualitäten, wie wir sie in der Wirklichkeit anzutreffen pflegen z. B. des Sokrates, des Alexanders, Neros u. s. w. und sind entweder Ideale, oder getreu aus der Geschichte und Erfahrung geschöpft. Man sieht hieraus, wie sich auch das Portrait zum Range des Charakterbildes erheben könne.

Daß solche Charakterbilder lebhafter auf das Gemüth des Menschen wirken können, als Charakter schilderungen in den Büchern der Sittenlehrer, ist, wie mich dünkt, leicht einzusehen. Das Bild eines edlen Menschen, aus dessen Anliß und Attitüde Größe des Geistes und moralische Güte des Herzens hervorstrahlt, wirkt auf unser Gemüth beinahe so kräftig, als der Anblick eines solchen Edlen in der wirklichen Welt. Unsere Phantasie haucht ihm Leben und Seele ein, und wird unvermerkt seine Biographin, die sein schönes Leben, eine Kette edelmüthiger Handlungen, uns zur Nachahmung empfiehlt. Ist der Umgang mit einem Edlen der wirklichen Welt für unsere Tugend wohlthätig: wie könnte der Umgang mit einem Edlen in der Zauberwelt der Malerei ohne wohlthätige Wirkungen auf unsern Charakter bleiben?

Die erhabensten Charaktere, an die sich der Charaktermahler wagen kann, sind unstreitig Christus und die Madonne, als Ideale vollendeter Menschheit, als vollkommene Muster männlicher und weiblicher Tugend. Dann sind aber auch die Apostel und andere Heilige, deren Charakter wir, so oft wir ihre Reden und Handlungen bei dem Lesen

der hl. Schrift und anderer Geschichtsbücher uns vergegenwärtigen, mit inniger Hochachtung betrachten, so wie alle großen und guten Menschen, ein würdiger Gegenstand seiner Kunst. Schilderungen solcher Charaktere, von einem Raphael, * von einem ächten Seelenmahler geliefert, waren gewiß nie ohne heilsame Wirkung auf Erhebung und Veredlung des menschlichen Herzens, und werden es nie seyn, so lange sie von dem gierigen Zahne der Zeit unbenagt bleiben.

Schilderungen moralisch häßlicher Charaktere erwecken in der Malerei, wie der Anblick derselben in der wirklichen Welt, Abscheu und Verachtung, und wir schauern, indem wir sie betrachten, vor dem Gedanken zurück, ihnen auch nur einigermaßen ähnlich zu werden. Wer sieht also nicht ohne mein Erinnern ein, daß auch diese zum Vortheile

* Ich kann mich nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit meinen Lesern die vortrefflichen radirten Blätter unseres Herrn Direktor Pangers, woraus sie Raphaels Christum und seine Apostel kennen lernen, zu empfehlen. Der würdige Künstler hat dafür gesorgt, sie durch zweckmäßige Illuminirung auch für das Auge anziehender zu machen.

der Tugend benutzt werden können. Steht der Verworfene dem Edlen im Gemälde gegenüber: so wirkt vermöge des Kontrastes das Bild des letzteren ein noch lebhafteres Wohlgefallen, hebt das Herz noch höher empor, und spornt noch kräftiger zur Nachahmung.

Es giebt tausende von tugendhaften, edelmüthigen und heroischen Handlungen, die allerdings würdig wären, der Vergessenheit entrissen, und in gelungenen Kunstwerken dem Angedenken der Nachwelt übergeben zu werden; die aber unglücklicher Weise außerhalb der Gränzen der Kunst liegen, weil sich in diesen Handlungen kein Moment gedenken läßt, in welchem sie auf eine verständliche unzweideutige Art dem Auge dargestellt werden können, oder weil sie wenigstens kein Stoff zur Darstellung sind. Freilich ist es erst die moralischgute Absicht, die reine laute Quelle, aus welcher eine gute Handlung hervorströmt, wodurch eine edle Handlung ihren wahren Werth bekommt, und diese kann mir der Maler unmöglich sichtbar machen. Aber in der wirklichen Welt ist uns dieselbe ja fast eben so wenig sichtbar, und bei einer argwöhnischen Gemüthsart, bei dem unseligen Hange auch die edel-

sten Handlungen anderer aus unlautern Absichten und Quellen herzuleiten, und sie dadurch herabzuwürdigen, sehen wir ja in der wirklichen Welt eben so wohl nur äußern Schein moralisch guter Handlungen, als in der Welt der Malerei. Wer ein Herz voll Liebe zu den Menschen, und eben deswegen auch Glauben an Menschentugend hat, raubt sich durch die, freilich gegründete Bemerkung, daß gesetzmäßige Handlungen sehr oft aus selbstsüchtigen und lieblosen Absichten entspringen, die selige Freude über die guten Handlungen anderer nicht. Je mehr wir in der wirklichen Welt einen Menschen aus seinem gesammten Verhalten als einen moralisch guten Menschen zu kennen glauben; desto weniger argwöhnen wir bei seinen einzelnen schönen Handlungen unlautere Absichten und Quellen. Und bei dem allen ist es doch möglich, daß wir getäuscht und betrogen werden, weil wir nicht unmittelbar in das Herz der Menschen sehen. Diese Vorhererkennniß von dem Charakter seiner handelnden Personen kann uns der Maler freilich nicht geben. Aber dagegen hat er den Vortheil, daß er sie achtungs- und liebenswürdiger erscheinen lassen kann, als uns

edle Menschen in der Natur zu erscheinen pflegen. Er kann uns durch ihre edle Gestalt und durch den Ausdruck edler Gesinnungen in Mienen und Gebärden so für sie einnehmen, daß es uns gar nicht einfällt, an der Lauterkeit ihrer Absichten bei ihren edlen Handlungen zu zweifeln. Sind aber Darstellungen edler Handlungen in den Werken der Geschichtsschreiber, Redner und Dichter geschickt, unsern Nachahmungstrieb zu entflammen, und auf Beförderung der Tugend, der Vaterlandsliebe, der Großmuth und der Tapferkeit hinzuwirken: so müssen sie es noch vielmehr in den Werken der Kunst seyn, wo uns dieselben so täuschend vergegenwärtigt werden, daß sie beinahe eben so kräftig auf uns wirken, als in der Natur. So können auch im Gegentheil lasterhafte Handlungen im Gemälde, wie in der wirklichen Welt den Abscheu vor dem Laster nähren, — solche ausgenommen, deren Anblick, wie z. B. der Anblick niedriger Wollüste, verführerisch ist.

Da der Maler in seinen historischen Gemälden weit strenger an die sogenannten drei Einheiten, die Einheit der Handlung, die Einheit des Orts, und die Einheit der

Zeit gebunden ist, als der dramatische Dichter indem er nur einen einzigen Moment eines Dramas vorzustellen vermag, wo, wie von einer unsichtbaren Macht berührt, alle handelnden Personen auf einmal in der angenommenen Stellung und Pantomime unbeweglich werden: so kann der Maler die Folgen der Handlungen in einem und demselben Gemählde unmöglich vorstellen. Aber was in einem Gemählde unmöglich ist, hat in einem Cyclus, in einer Reihe von Gemähliden desto weniger Schwürigkeiten. Und daß ein solcher Cyclus ein wirksames Mittel seyn könne, die Tugend zu empfehlen, und vom Laster zurückzuschrecken, kann nicht bezweifelt werden. Ich sehe z. B. in dem einen Gemählde prassen und schwelgen; in einem Pendant dazu erblicke ich einen in Armuth und Mangel herabgesunkenen Jüngling, welcher die Schweine hütet; indem ich diesen genauer betrachte, bemerke ich, daß er der nämliche ist, den ich dort prassen und schwelgen sah. — Wer kann leugnen, daß diese beiden Gemählde, die mir die Vergehungen des verlohrenen Sohnes, und die traurigen Folgen derselben vergegenwärtigen, sehr geschickt sind, mich kräftig

tig und auf die rührendste Weise an die Erfahrungswahrheit zu erinnern, daß Liederlichkeit in Armuth und Elend stürzt.

Einer besondern Betrachtung scheinen mir noch die Verdienste des Portraitmahlers um die Moralität werth zu seyn. Der Portraitmahler kann, wenn er auch nicht zugleich auf den ruhmvollen Titel eines Charaktermahlers Anspruch machen kann, mit dem lebhaftesten Andenken an verehrte und geliebte Menschen das lebhafteste Andenken an die Denk- und Gesinnungsart derselben und an ihre Handlungen und Schicksale unverfehrt erhalten, und eben dadurch, auch ohne sich eines solchen Zweckes bewußt zu seyn, auf die mannichfaltigste Weise ein Ermunterer zur Tugend und Wohlthäter für die Welt werden. Der bloße Namen großer, berühmter Männer, die im Reiche der Wahrheit sich einen neuen Weg zu bahnen gewußt, und für Licht und Recht gearbeitet, geduldet und geblutet haben; die, von hohem Enthusiasmus entflammt, unermüdet und rastlos wirkten, um Segen um sich her zu verbreiten, und durch gemeinnützige Handlungen der Stolz und das Glück ihres Zeitalters zu werden; die ihn mit unerschrocken

nem Muthе kämpften, den heißen glorreichen Kampf für das Vaterland, und dem Tode für dasselbe mit heiterer Stirne entgegen giengen — der bloße Name solcher Männer von anerkannt glänzenden Verdiensten hat schon gleichsam eine magische Kraft, große Entschliessungen in der Seele edler Menschen hervorzulocken, das Gemüth über das Gemeine und Alltägliche zu erheben, und zu ruhmwürdigen Thaten zu entflammen: was müßten also nicht erst die Bildnisse solcher über die gemeine Menschheit durch persöhnliche Verdienste hervorragender Männer, etwa von der Meisterhand eines Titian, eines Rubens, eines Van Dyk verfertigt, bei gefühlvollen Menschen bewirken, da uns diese erhabenen Beispiele durch die Malerei so nahe, als möglich, gebracht werden. Ich bin von dieser Kraft solcher Bildnisse so lebendig überzeugt, daß ich mich des Wunsches nicht erwehren kann, daß die Gelegenheiten zu einer gleichsam andächtigen Beschauung derselben minder selten seyn mögten. „Sollte nicht jeder, wenigstens freie „Staat“ — fragt Sulzer * — „in

* Im Artikel Malerei.

„dem die schönen Künste einmal eingeführt
 „worden, öffentliche Tempel oder Porticos
 „haben, die dem Andenken der größten Män-
 „ner des Staates gewidmet wären, wie in
 „Athen der Porticus, der Pöcile genannt
 „wurde? Sollten nicht da die Bilder und
 „die Thaten dieser Männer zur Nachemul-
 „dung auf das vollkommenste gemacht seyn?
 „Sollten nicht öffentliche Feierlichkeiten ein-
 „geführt seyn, die jenen Eindrücken noch
 „mehr Nachdruck gäben? “

Aber noch kräftiger wirken die Bildnisse
 edler Menschen, die unsern Herzen vorzüg-
 lich theuer sind, und an welche wir heilige
 Verpflichtungen haben. Welche würdige
 Gedanken, Empfindungen und Entschliesun-
 gen mögen nicht oft die Bildnisse erlauchter
 Vorfahren in den Gemüthern gekrönter
 Sterblichen aufgeregt, wie nachdrücklich mö-
 gen diese Bildnisse sie nicht oft ermuntert
 haben, groß und gut zu seyn, zum Seg-
 en für Vaterland und Welt? Wie viel
 mag nicht oft das Bildniß des vortreflichen
 Vaters, der würdigen Mutter, dazu bei-
 getragen haben, daß von ihren Söhnen und
 Töchtern Unschuld und Tugend in ihrer
 Reinigkeit bewahrt, die frommen Lehren der

Eltern nicht vergessen, die ihnen am Sterb-
 belager dargebrachten heiligen Gelübde er-
 füllt, und die Beispiele derselben zum Ses-
 gen für die menschliche Gesellschaft nachgez-
 ahmt wurden? Wie oft mag nicht das
 Portrait des entfernten Geliebten, wodurch
 das Andenken desselben in völliger Lebhaft-
 tigkeit erhalten wurde, wenigstens eine mit-
 wirkende Ursache gewesen seyn, warum das
 Herz mit unerschütterlicher Liebe an ihm
 hing, warum der Schwur der Treue nicht
 gebrochen, warum das Ehebett nicht besleckt
 ward? Ausserdem haben die Bildnisse unse-
 rer Verkürzten unstreitig die Kraft, unser
 Gemüth zu einem heiligen Ernste zu stims-
 men, der überall für Religiosität und Rechts-
 schaffenheit so gedeihlich ist, das süße Band
 der Liebe zu erhalten, das uns mit Bürgern
 einer bessern Welt verbindet, und in uns ein
 süßes heiliges Heimwehe nach jenen Gefils-
 den der Unsterblichkeit zu wecken und zu
 nähren, wo wir mit unsern Geliebten einst
 wandeln sollen unter Bäumen des Lebens—
 nach jener Heimath unseres Geistes, wo-
 hin nur Reinigkeit und Unschuld des Her-
 zens und der Sitten uns führt. Angenom-
 men, daß der größere oder geringere Ein-

fluß, den die Werke der Kunst auf Moralität äussern, der Maasstab sey, nach welchem das Verdienst des Mahlers gewürdigt werden muß, trage ich daher kein Bedenken, dem Portraitmahler den ersten Rang einzuräumen, wenn er gleich in anderer Hinsicht dem historischen Mahler allerdings den Vorrang zugestehen muß.

Das Resultat dieser Untersuchungen, bei welchen uns die Kunst nothwendig sehr achtungswürdig erscheinen muß, ist unleugbar dieses: Beförderung der Moralität ist allerdings kein für dieselbe unerreichbares Ziel. Dieses vorausgesetzt, wird auch wohl niemand leugnen wollen, daß die Kunst in der That zu keinem edleren und höheren Zwecke angewandt werden kann. Aber ob es dem Mahler zur Pflicht gemacht werden dürfe, dieses Ziel überall zu verfolgen, diesem Zwecke überall, als dem eigentlichen Zwecke seiner Kunst nachzustreben, das ist eine andere Frage. Indem wir diese bejahen, würden wir zugleich das Verwerfungsurtheil über eine Menge von Gemälden sprechen, deren Werth bereits seit Jahrhunderten anerkannt worden ist, und die nach Jahrhunderten noch die Bewunderung des Kenners

seyn werden, ohngeachtet sie keine unmittelbare Tendenz auf Beförderung der Moralität haben. So viele Landschaften, Seestücke, Jagden, so viele historische und mythologische Gemälde, Schlachtengetümmel und Triumphe verdienen alsdann keine Aufmerksamkeit mehr.

Die Fortsetzung folgt.

Kurzgefaßte Beschreibung
der
Düsseldorfer Galerie.
Fortsetzung.

Der fünfte Saal

ist ganz dem unsterblichen Rubens geweiht, und eben deswegen nach seinem Namen genannt. Wir finden in demselben sechs und vierzig Gemälde, unter welchen jedoch eines zuverlässig nicht sein Werk, sondern das Werk eines seiner würdigen Schüler ist. Es ist das Bildniß seiner ersten Gattin, welches neben dem von ihm selbst gemalten Bildnisse seiner zweiten Gattin unmittelbar über der Thüre des Einganges in diesen Saal hängt. Beide Bildnisse überzeugen uns, daß Rubens die Gegenstände seiner Liebe mit Geschmac zu wählen wußte.

Wer begierig ist Kubens Geist und Geschmack zu studiren, und sich mit seinen eigenen Augen von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was ich in meinem ersten Taschenbuche * über den Künstlercharakter dieses berühmten Mannes gesagt habe, der findet hier die Gelegenheit dazu nach Wunsch. Wenn wir diese fünf und vierzig Schöpfungen seines Pinsels mit Aufmerksamkeit beschauen und betrachten: so werden wir uns gedrungen fühlen, die Fruchtbarkeit dieses originellen Genies, den Reichthum und das Feuer seiner Einbildungskraft, seine Stärke und Kühnheit in der Zeichnung, die Vortrefflichkeit seiner Anordnungen, die Schönheit seines Kolorits, seines Helldunkels und seiner Beleuchtungen, und die Dreistigkeit seines Pinsels zu bewundern; wir werden aber zu gleicher Zeit auch bedauern müssen, daß dieser große Künstler die Gränzen und den Zweck seiner Kunst so oft verkannte, seine feurige Phantasie nicht immer durch Vernunft zügelte, nicht eifriger nach Richtigkeit und Schönheit der Zeichnung strebte, sich ohngeachtet aller seiner erworbenen Bes

* Siehe Taschenb. für 1799. S. 93 folg.

kanntschafft mit der Antike nicht merklicher
 über die gemeine Natur erhob, und sich
 weniger auf den feinern physiognomischen,
 als auf den gröbern pathognomischen Ausdruck
 verstand. So wie der Geist und Geschmack sei-
 ner Zeit und seines Volkes auf den forschenden
 Gelehrten unverkennbare Einflüsse äussert: so
 ist auch der Künstler immer mehr oder weniger,
 demselben unterworfen. Je mehr der Ratio-
 nalgeschmack seiner Zeit von dem edlen keuschen
 Geschmacke der Griechen abweicht, und je mehr
 Antheil die gröbere Sinnlichkeit an demselben
 hat; desto schwerer wird es auch dem Künstler
 werden, die Muster mit geübtem Schön-
 heitsinne zu fassen und nachzuahmen, die
 uns jene Meister in den schönen Künsten
 hinterließen, um der feineren Sinnlichkeit
 gebildeter Menschen genug zu thun, die ih-
 ren Schönheitsinn durch das Studium der-
 selben geschärft haben. Rubens vermogte es,
 ohngeachtet seines vorzüglichen Genies, sei-
 ner ausgebreiteten Einsichten und hohen Ta-
 lente, nicht, sich über den Rationalgeschmack
 seiner Zeit merklich emporzuschwingen. Da-
 her seine Niederländischen Vorstellungen von
 Schönheit; daher der Mangel an Delika-
 tesse in der Wahl und in der Darstellung

seiner Sujets; daher sein Bestreben den sinnlichen Menschen mächtig zu erschüttern, ohne die zarteren Saiten des menschlichen Herzens sanft zu berühren; daher der außerordentliche Effect solcher Werke, bei denen der gebildete Beschauer den höheren geistigen Gehalt nicht selten allzusehr vermisst. Zu welcher Höhe würde sich Rubens emporgeschwungen haben, wenn sein göttliches Genie ihn mächtiger über den Geist und Geschmack seiner Zeit emporgehoben hätte. Ob bei schönern edleren Gestalten dieses hohe Leben in den Gemälden dieses Künstlers herrschen würde, welches wir jetzt mit Bewunderung darinnen wahrnehmen, kann vielleicht mit guten Gründen bezweifelt werden. Aber man kann sich dieses hohen Lebens, welches uns bei der Beschauung derselben so mächtig ergreift, mit Innigkeit freuen, und doch zugleich den Mangel eines schöneren Lebens bedauern.

Aber auf welches Werk dieses Kunstriesen soll ich zuerst meine Blicke heften? Von allen Seiten werde ich angezogen. Ueber jedem Bilde des ihm geweihten Saales schwebt gleichsam ein Genius, der mir zuruft: komm her, Kunstfreund, und genieße!

So viele Stimmen betäuben mich. Wie in einer Feenwelt sind meine Augen geblendet, und ich weiß nicht, wo mein Blick zuerst ausruhen soll. Mir ist ungefähr so zu Venus the, wie mir an einer mit unzähligen der ausgesuchtesten Gerichte bedeckten Tafel zu Mache seyn würde, deren jedes die Lusternheit reizet, jedes mich unentschlossener macht, welches ich zuerst geniessen soll. So groß ist die Gewalt, die ein kräftiges, harmonisches Kolorit, verbunden mit einem meisterhaften Helldunkel äussert.

In dieser Verlegenheit wird es am rathsamsten seyn, meine Augen zuerst auf diejenige Wand des Saales zu heften, in welcher sich die Thüre des Einganges befindet, und, nachdem ich mich lange genug mit den Kunstwerken, die hier vorzüglich meine Aufmerksamkeit reizen, beschäftigt habe, zur Betrachtung der übrigen fortzugehen.

Das trauliche Weisammenseyn liebender Menschen hat in einem schöngedachten Familiengemälde für den, der einen unverschrobeneu Sinn für Häuslichkeit und häusliche Glückseligkeit hat, unaussprechlichen Reiz. Ein solches Gemälde ist daher unstreitig schätzbarer, als eine Reihe von einzelnen

Bildnissen; vorausgesetzt, daß es diesen in Hinsicht auf Kunstwerth nicht merklich nachsteht. Wir sehen hier über der Thüre ein solches Familiengemälde, vor dem schwerlich ein Mensch von gebildetem Geiste und gefühlvollen Herzen ungerührt vorübergehen wird. Es athmet, dem Stande und der Würde der Familie gemäß, womit uns der Künstler hier bekannt macht, Pracht und Ueppigkeit. Die mit Zierrathen überladenen Säulen des Portikus mögen immerhin von dem Geschmacke des Architekten nicht die vortheilhaftesten Begriffe einflößen; sie beweisen aber, so wie die oben an vier Säulen befestigte Decke, auf welcher wir das Wappen des Arundelschen Hauses erblicken, und wie der türkische Teppich, der den Fußboden bedeckt, die Prachtliebe des Eigenthümers, und selbst jener häßliche, als Harlekin gekleidete Zwerg, auf welchem das Auge eben nicht mit Vergnügen ruht, muß nach dem Geschmacke jener Zeiten ein Zeuge derselben werden. In diesem Portikus sitzt Mylady Arundel in einem Lehnstuhl. Ihre Linke ruht auf einem Arme desselben, und mit der andern Hand streichelt sie einen vor ihr stehenden großen weißen Hund, hin-

ter welchem jener Zwerg, die eine Hand auf den Rücken desselben gelegt, steht. Aus ihrem Antlitz leuchtet Harmlosigkeit und innerer Friede hervor. Sie gefällt, und würde noch mehr gefallen, wenn ihr Anzug weniger steif und geschmacklos wäre. Zwar fehlt es demselben nicht an Pracht; aber das Kostüm des sechzehnten Jahrhunderts ist nicht geeignet, den Reiz einer angenehmen weiblichen Gestalt zu erheben. Hinter ihr steht ihr Gemahl, ein ernster, wackerer Mann, der mit seinem Antheil an häuslicher Glückseligkeit sehr zufrieden scheint. Wenn wir Rubens Verdienste um das Portrait auch gar nicht könnten: so ließe uns diese sprechende Wahrheit, diese Individualität in den Köpfen, doch nicht daran zweifeln, daß er hier seine Originale vollkommen getroffen hat. Vor Mylord und Mylady steht ein vornehm gekleideter Knabe, welcher ein naher Anverwandter des Hauses zu seyn scheint, und amüßirt sich mit einem Falken.

Der diesem Gemälde zur Rechten hangende Nymphenraub, ist meinen Lesern bereits als ein vortreffliches Bild bekannt. Unter demselben erblicken wir ein Bacchanal. Man

kann zugeben, daß die ausgelassene Fröhlichkeit bei den Festen, die dem Gott der Reben gefeiert wurden, einen unverwerflichen Stoff zu Kunstwerken hergeben könne, und so kann man auch zugeben, daß Rubens ein vorzügliches Talent besaß, um Stoffe dieser Art, in deren Darstellung hohes Leben herrschen muß, zu bearbeiten; und doch mit dem hier dargestellten Bacchanal äußerst unzufrieden seyn. Man muß allem moralischen Gefühle und allem guten Geschmacke entsagen, um an einem Bilde, das dem Auge nichts als ekelhafte Scenen der Trunkenheit und der faunischen Wollust darbietet, Vergnügen zu haben. An dem Erzieher des Bacchus, dem Silen, ist nicht die leiseste Spur der hohen Weisheit bemerklich, die ihm doch bisweilen beigezogen haben soll, und sein plumper feister Körper erregt eben so wohl Ekel, als diese Trunkenheit, in der er weder seiner Sinne, noch seiner Glieder mächtig ist. Zu seinen Füßen liegt eine in der Trunkenheit hingefunkene schlafende Satyrinn, an deren widerlich herabhängenden Brüsten ein paar junge Satyre saugen. Zur Linken des trunkenen Silens, hinter einem Knaben, der mit ein paar

Böcken spielet, küßt mit faunischer Lüsternheit ein Satyr ein altes wollüstiges Weib, und neben demselben hält ein anderer ein junges Mädchen umschlungen, die mit herabgebeugtem Körper und mit einem Gesicht, auf welchem die niedrigsten Begierden ausgedrückt sind, aus dem Gemälde hervorschaut. Die übrigen schlagen ein lautes Gelächter auf, oder zeichnen sich durch ähnliche Ungezogenheiten aus. Wie war es möglich, daß ein Mann wie Rubens, solche Bilder nicht allein in seiner Phantasie dulden, sondern auch mit Aufbietung seines ganzen Talentes, darstellen konnte.

Lieber weiset denn doch das Auge auf dem an der andern Seite der Thüre hangenden Gemälde, welches den Diogenes vorstellt, wie er bei hellem Tage mit der Laterne Menschen sucht. Es ist bereits an einem andern Orte gezeigt worden, daß dieses Sujet für die Malerei wenig taugt, indem es mir der Maler unmöglich begreiflich machen kann, daß dieses die symbolische Handlung eines Weisen, und nicht vielmehr das alberne Benehmen eines Verrückten sey. Inzwischen fällt uns die Undeutlichkeit und Zweideutigkeit des Gemäldes weniger

auf, da uns diese symbolische Handlung des Weisen sehr bekannt ist und unsere geschäftige Phantasie sein: Ich suche Menschen! sogleich auf seine stumme Zunge legt. Im Uebrigen hat das Gemählde große Schönheiten. Der weise Greis ist eine sehr interessante Figur. Aus seinem Anblicke leuchtet forschender Geist und philosophische Selbstenügsamkeit hervor. Auch sind die Köpfe derer, die ihn umgeben, voll mannichfaltigen lebendigen Ausdrucks. Ihre Neugier, Verwunderung, oder spöttelnde Verachtung macht mit der philosophischen Ruhe des Weisen einen sehr angenehmen Kontrast.

Von dem über diesem Gemählde hangenden allegorischen Bilde würde ich vielleicht schweigen, wenn es mir nicht rathsam schien, eine nähere Betrachtung desselben zur Erläuterung der Bemerkungen, die ich hin und wieder über die Allegorie gemacht habe, anzustellen. Wir finden auch hier den großen Künstler, mit den ihm eigenen Vorzügen; nur dürfte die Karnation wohl allzusehr übertrieben seyn. Die Sentenz, die er uns hier zum Anschauen hat bringen wollen, ist diese: die Ehre krönt den Helden. Und man muß eingestehen, daß die Allegorie, durch welche

er uns dieses hat sagen wollen, glücklich erfunden und von größerer ästhetischer Kraft, als jene in Worten ausgesprochene Sentenz, sey. Freilich könnte der Held, der hier den Lorbeer empfängt, edler gedacht, und mit mehr Ausdruck ruhiger Geistesgröße und Seelenstärke dargestellt seyn; indessen sagt es mir der Künstler durch dessen Römische Heldenrüstung und Rüstung doch verständlich genug, daß ich mir unter der dargestellten Figur einen Helden zu denken habe. Und was der Maler sich nicht getraute mir durch Characterschilderung von gewissen ihm wesentlich scheinenden Eigenschaften seines Helden zu sagen, daß er nämlich ein nüchterner, enthaltsamer, neidloser Mann seyn müsse, das sagt er mir durch beigeordnete allegorische Figuren. Die Trunkenheit ist unter dem Bilde des Silens vorgestellt, um welchen sein Krug und eine Menge Weintrauben umher liegen, und welcher von dem Helden unter die Füße getreten wird. Die Wollust ist nicht weniger verständlich durch eine zu den Füßen des Helden auf Pfeilen sitzende nackte Phryne angedeutet, zu deren Seite ein kleiner Amor die bittersten Thränen vergießt. Weniger verständlich dürfte wohl die Vorstellung des Neis

des unter jener Furiengestalt seyn, deren Haupt Schlangen umwinden, und die, sich ringelnde Schlangen mit ihrer Hand zum Munde führt. Man kann nicht sagen, daß Rubens hier unauflösbare Räthsel gemahlt hat, und doch, wie viel Vorerkenntnisse muß man zu dem Gemählde mitbringen, um das Gesindel zu seinen Füßen für das zu erkennen, was es ist? Am deutlichsten ist die allegorische Figur, welche die Ehre vorstellt. Es ist eine Himmlische, das sehen wir an ihren Sittigen. Der Held umschlingt sie mit seiner Rechten als traute Freundin seines Herzens, und sie, seine Geliebte, drückt ihm den Lorbeerkrantz auf's Haupt mit sichtbarer triumphirender Freude. Die beiden Hauptfiguren drücken also die Sentenz, die uns der Künstler zu Gemüthe führen will, hinlänglich aus: die Ehre krönt den Helden.

Das neben diesem Gemählde in der Ecke hangende große Bild, welches die Mittheilung des göttlichen Geistes an die Apostel unseres Herrn vorstellt, ist nicht allein in Hinsicht auf Anordnung, Kolorit und Hell Dunkel lobenswürdig, sondern es zeichnet sich auch durch edlere Gestalten und sprechender.

dere Physiognomiceen aus. Freilich sollte der Maler, der dieses Gütet bearbeitet, mehr darauf denken, die mitgetheilten Kräfte, als die wundervolle Mittheilung selbst sichtbar zu machen, die er doch nur sehr unvollkommen andeuten kann, und in den Physiognomiceen der Apostel sollten wir mehr die dadurch bewirkte göttliche Begeisterung, als das Erstaunen über dieses Wunder lesen. Denn jene Taube— gewiß kein würdiges Bild des göttlichen Geistes in der Malerei, — und die hin und wieder über den Aposteln schwebende Feuerflämmchen sind doch nur eine höchst unvollkommene Andeutung desselben, die ihre Verständlichkeit allein unserer vertrauten Bekanntschaft mit dem Christenthume verdankt. Es wäre aber ungerecht, von Rubens zu verlangen, daß er eben so über Religion in seinem Jahrhunderte gedacht und philosophirt haben sollte, als wir in dem unsrigen.

Auch dieses Märtyrerthum des hl. Laurentius ist allerdings ein sehr schönes Bild. Der nackende Heilige, auf welchen das Hauptlicht fällt, ist nach der Natur sehr wahr dargestellt. Aber einen Heiligen rösten zu sehen, ist ein Anblick, der auch im Gemälde nicht

wohl auszuhalten ist. In der Natur würde er mehr schrecken, im Gemählde erregt er mehr die Empfindungen des Ekels und des Abscheues. Selbst jener Engel mit der Siegespalme, der über dem frommen Dulder schwebt, söhnt uns mit diesem Anblicke nicht hinlänglich aus. Lieber weilt denn doch der Blick auf diesem sterbenden Seneka. Denn wenn auch die allmählig sich verblutende hinsterbende Gestalt nicht den angenehmsten Eindruck macht: so giebt doch die Ruhe und sichtbare Geistesgegenwart des duldenden Weisen, dessen letzten Worte einer seiner Schüler niederschreibt, der ernststen süßen Wehmuth eine willkommene Nahrung.

Unter diesen Bildern hängt ein kleines sehr schönes Gemählde. Es stellt den Heiland der Welt vor, welcher die Buße von vier großen Sündern liebevoll annimmt. Der Kopf des Welterlösers ist voll Ausdruck und Interesse. Vor ihm knieet eine Frauensperson nieder. Ihre Stellung ist bittend, die auf ihrem Antlize sichtbare Stimmung ihres Gemüths ist tiefe Traurigkeit. Hinter ihr erblicken wir drei Männer, welche ähnliche Empfindungen verrathen. Und der Welterlöser blickt mit Huld und Erbarmen auf

die Traurenden hin. Wer mögen sie wohl seyn, diese Bekümmerten, die bei dem liebreichsten und freundlichsten der Menschen Trost suchen? Gewiß, es sind Menschen die von Empfindungen der Reue und der Traurigkeit über ihre Sünden ergriffen, aus seinem Munde die süßen Worte zu hören wünschen: dir sind deine Sünden vergeben. Und wohl ihnen! ihr Wunsch wird gewährt. Es kann uns also sehr gleichgültig seyn, ob wir diese Begnadigten mit Namen zu nennen wissen. Daß es Maria Magdalene, Petrus, der am Kreuze zu gleicher Zeit mit Jesu duldende edlere Verbrecher und der König David seyen, hat der Künstler schwerlich verständlich genug angedeutet. Seine Darstellung verleiht auch nichts dadurch, wenn wir nicht gerade diese durch einen Anachronismus hier beisammen finden wollen. Dieser Anachronismus würde jedoch auch weiter keiner Entschuldigung bedürfen, wenn der Künstler die Absicht hatte, die Wahrheit darzustellen: Jesus nimmt die Sünder an. Jene vier Sünder stellten dann, gleichsam allegorisch, die ganze Menge von Sündern vor, die an Jesu dem größten Sünderfreunde einen Helfer und Tröster finden.

In seiner Himmelfarth Mariä sehen wir zwar auf den ersten Anblick, daß Rubens nicht — wie Forster sich ausdrückt — von Guido gelernt hat, wie Verklärte schweben. Ihre Bewegung ist zu ungestüm, und zum Emporschweben bedarf sie zu sehr des Beistandes der sie umgebenden Engel. Auch darf man in diesem Gemählde das Idealschöne der Gestalten nicht suchen. Inzwischen hat das Gemählde doch so viele Vollkommenheiten, das Ganze ist so schön, daß man es nicht ohne das innigste Wohlgefallen betrachten kann. Triumphirend schwebt sie empor, die erhabene Königin des Himmels. In ihrem Anlitz strahlt entzückender Vorsegen des ewigen Lebens. Die drei Marien, und die Apostel, die ihr Grab umringen schauen ihr mit Empfindungen der Ehrfurcht und des Erstaunens nach. Vorzüglich interessant ist die Gruppe der vier Apostel im Vorgrunde, die vortrefflich kontrastiren und voll lebendigen Ausdrucks sind.

Ueber das unter der Himmelfarth Mariä hangende anlockende Bild kann ich nichts besseres sagen, als was Forster * darüber

* Ansichten vom Niederrhein. Tb. I.

gesagt hat. „Es ist das liebliche Gedicht,
 „wo sieben Amoretten“ (Knaben, denen nur
 die Flügel fehlen, um als Liebesgötter zu
 erscheinen) „sich hineinflechten in einen
 „Kranz von Blumen und Früchten. Mit
 „welcher Fülle, mit welcher Kraft sind diese
 „Formen aus der Anschauung gegriffen!
 „Welches Leben regt sich in ihren Gliedern!
 „Wie gaukeln die gesunden Buben so froh
 „im vollen Treiben ihrer neuerprobten Mus-
 „selkraft.“ — „Hieher den Blick, ihr Weis-
 „sen, und sagt uns, ob es eine andere Wonne
 „gebe, als das schöne Leben zu sehn, und
 „zu fühlen: es ist!

Der Beschluß künftig.

Ueber einzelne Gemählde
der Düsseldorfer Galerie, und die Mei-
ster von denen sie herrühren.

Lukas Giordano.

ist meinen Lesern bereits als ein talentvoller Künstler bekannt. * Es kann Ihnen daher nicht anders als angenehm seyn, daß ich Ihnen im Titeltupfer dieses Taschenbuches das Bild des Mannes zeige, der durch seine Kunst eine so glänzende und glückliche Rolle auf der Welt gespielt hat. Dieses Titeltupfer ist eine getreue Darstellung seines von ihm selbst gemahlten Portraits, welches im dritten Saale auf der Hauptwand, Eignanis Himmelfarth Mariä zur Linken, in der untersten Reihe hängt. Das Gemählde ist 4 Fuß hoch, 3 Fuß 2 Zoll breit, und läßt uns den merkwürdigen Mann bis auf

* Siehe Taschenb. für 1800. S. 75 folgd.

Die Kniee sehen. Seine Physiognomie ist freilich nicht sehr anziehend; aber die innere Thätigkeit seines Geistes blickt aus allen seinen Zügen und besonders aus seinem schwarzen Auge hervor. Hier, wo er von so vielen Liebhabern des Schönen gesehen wird, hätte er billig in einem anständigeren Anzuge erscheinen sollen. Dieses schmutzige, zerlumpte Kleid, und die damit nur allzusehr übereinstimmende Kopfbedeckung, die aus einem alten Lappen wollenen Zeuges besteht, könnte beinahe den Verdacht erwecken, als sey dieser Künstler äusserst nachlässig in Ansehung der Kleidung gewesen. Inzwischen läßt sich dieses doch von einem Manne kaum vermuthen, der erklärter Günstling eines mächtigen Monarchen und an dem prächtigen Hofe desselben so sehr geachtet war. Vielmehr war es eine Grille, die ihn bewog, diesen ekelhaften Anzug zu wählen, der ihm hier das Ansehn eines Cynischen Philosophen giebt. Er steht vor einer Tafel, auf welcher Bücher und Papiere liegen. In seiner aufgehobenen Rechte hält er ein zusammengerolltes Papier, und mit der Linken zeigt er auf das, was auf einem vor ihm liegenden Papiere geschrieben steht.

Dies Portrait ist so, wie das in eben diesem Geschmacke gearbeitete Portrait seines Vaters, welches als Pendant zu diesem an der andern Seite des Gemählde's von Cignani hängt, im Styl seines Lehrers J. Ribera gemahlt, und vortreflich gezeichnet. Der Grund ist braun.

Es ist nie in Kupfer gestochen worden.

Van der Werff.

Je mehr ich die vortreflichen Werke dieses Künstlers in der Düsseld. Galerie betrachte, desto unbegreiflicher wird es mir, wie Forster so unbesonnen über dieselben absprechen konnte. Sie sind eine köstliche Perlschnur, die der Galerie zu nicht geringem Schmucke gereicht. Ich wenigstens muß es gestehen, daß diese gelecten Bilderchen, wie Forster sich auszudrücken beliebt, etwas unaussprechlich Anziehendes für mich haben, und daß ich mich nicht enthalten kann, den Mann zu bewundern, der sich so sehr über den Geschmack der Schule erhob, von welcher er ansgiang, der so schön dachte, und so tief empfand, und der nicht allein das

Auge, sondern auch den Geist und das Herz so sehr zu befriedigen wußte. Sein Christus am Kreuz ist bereits an einem andern Orte gewürdigt worden. * Das Bild ist reichlich mit allen den Vollkommenheiten ausgestattet, die wir in den Werken dieses Künstlers zu finden gewohnt sind. Das Kreuz, an dem der Welterlöser so eben verblieben ist, wird etwas von der Seite gesehn. Die auf der Erde sitzende Mutter desselben, die aus Schmerz in eine tiefe Ohnmacht gesunken ist, hat eine Hand auf die linke Schulter der heil. Magdalene gesetzt, die mit gefalteten Händen, und mit dem Ausdrücke der innigsten Betrübniß vor ihr auf den Knien liegt. Jene erblicken wir in einem gräulichen Kleide. Ein großes blaues Gewand bedeckt ihren Kopf nach Art eines Schleiers, geht dann über den Rücken herunter, und, nachdem es vorne wieder zum Vorschein gekommen ist, unter dem rechten Arme her. Diese hat ein grünes Kleid ohne Aermel. Ihre Schultern und Arme sind nackend. Die andre Freundin dinn der leidenden Mutter, die hinter ders

* Siehe Taschenb. für 1802. S. 69.



selben steht, und sie in ihren Armen hält, hat einen gräulichen Rock, und über demselben einen kurzen gelben Leibrock ohne Aermel. Ein großer seegrüner Schleier, der vom Kopf auf die rechte Seite und den Rücken herabfließt, hängt von vorne wieder über die Arme her. Die dritte Freundin, die zur Seite derselben auf den Knien liegt, und sie mit der Schulter unterstützt, hat einen großen, gräulichpurpurfarbenen Schleier, der ihr Haupt und ihren ganzen Körper einhüllt. Hinter dieser vortrefflichen Gruppe, steht der weinende Liebling des Volklendeten in einem kurzen gelben Leibrocke. Er verhüllt sein Gesicht mit seinem purpurfarbenen Mantel. So verhüllte Timanthes in seinem berühmten Gemälde, welches die Aufopferung der Iphigenie vorstellte, das Antlitz des Agamemnon's, weil er, den unaussprechlichen Schmerz dieses unglücklichen Vaters lebhaft genug ausdrücken zu können, verzweifelte. In der Entfernung sieht man einige Soldaten, und zweien Officiere zu Pferde, die bei der Kreuzigung Dienste verrichtet haben, und nun im Begriff sind nach Jerusalem zurückzukehren. Van der Werff verfertigte dieses schöne

rührende Gemählde, dessen Anschauen das Herz in heilige Wehmuth zerschmelzt, im Jahre 1706. Es hängt, wenn man in den vierten Saal hereinkommt, linker Hand neben der Thüre, in der Mitte der untersten Reihe.

Von diesem Gemählde hat W. Green ein Kupferblatt in Schwarzkunst geliefert, welches 26 Zoll hoch und 17 Zoll breit ist.

Nikolas Pouffin (Nicolo Pouffino)

begann sein irdisches Leben im Jahr 1594 zu Andely, einem kleinen Städtchen in der Normandie. Sein Vater war ein verarmter Adlicher. Er fand es daher, wie er zu reiferem Verstande kam, nothwendig, ein Geschäft zu wählen, durch welches er sich in Zukunft sein hinlängliches Auskommen verschaffen könnte, und wählte aus Neigung die Malerei, in welcher er an seinem Geburtsorte von einem französischen Maler, Quintin Varin den ersten Unterricht erhielt.

Durch Hülfe eines jungen Edelmannes von Poitou kam er als achtzehnjähriger Jüngling nach Paris, wo er die Schulen

verschiedener Meister besuchte. Aber der Unterricht des Noel Jouvenet des Ferdinand Elle und des Allemand war für den jungen talentvollen Künstler bald zu dürftig. Er fing also an, sich durch eigene Anstrengung und Übung zu vervollkommenen, und erwarb sich eine große Fertigkeit, nach Basreliefs, nach dem Raphael und nach dem Julius Romanus zu zeichnen, wodurch sein Schönheitsinn allmählig gebildet ward.

Der junge Edelmann, durch dessen Beistand er nach Paris gekommen war, nahm ihn mit auf eine Reise durch die Provinzen, und brachte ihn nach Poitou. Hier sollte er sein Schloß mit Gemälden verzieren. Aber die Verwandten seines Gönners wußten diesen Plan zu vereiteln. Pouffin mußte daher von allem Gelde entblößt, seine Rückreise nach Paris zu Fuße antreten. Auf dieser Reise verfertigte er zu Blois einige Gemälde für die Kapuziner, und im Schlosse zu Chiverny einige Bachanalien. Er vollendete seine Rückreise nach Paris glücklich; aber kaum war er wieder da, so befiel ihn eine Krankheit, die ihn bewog, sich auf einige Zeit nach seinem Geburtsorte zu begeben, und dort, beim Genusse ei-

ner wohlthätigern Lust, seine völlige Genesung abzuwarten. Nachdem er von dort aus wieder nach Paris gekommen war, begann die Sehnsucht nach Italien, diesem herrlichen Mutterlande der neueren Kunst, seine ganze Seele zu beschäftigen. Er konnte derselben nicht länger widerstehen. Er machte sich wirklich auf den Weg; aber ein widriger Zufall nöthigte ihn, wieder zurückzukehren, ehe er das Land seiner Wünsche betreten hatte. Das zweite mal gieng es ihm nicht besser. Indessen rückte doch endlich die Zeit heran, wo das Schicksal seiner heissen Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Kunst günstiger war.

In Paris hielt sich damals ein Ritter aus jenem gelobten Lande, der bekannte Dichter *Marino* auf. Dieser lernte den jungen Künstler kennen und schätzen, bewunderte seine Talente, und beehrte die Arbeiten desselben mit seinem Beifall. Man kann sich leicht denken, wie das Herz unseres Poussin gepocht haben mag, als dieser sich erbot, ihn mit nach Italien zu nehmen, und die Reisekosten für ihn zu bestreiten. Und doch war es ihm nicht möglich, das Anerbieten seines Gönners anzunehmen. Es

mogten nun unternommene Arbeiten, oder andere Umstände ihn zurückhalten; genug, er mußte denselben abreisen lassen, ohne ihn zu begleiten. Doch versprach er ihm beim Abschiede, bald nachzufolgen. Und diesmal widersetzte sich das Schicksal seinen Wünschen nicht. Nachdem er zu Paris noch einige Gemälde, insonderheit das Gemälde in der Frauenkirche, welches den Tod der hl. Jungfrau vorstellt, verfertigt hatte, trat er im dreißigsten Jahre seines Alters die Reise nach Rom an, vollendete sie glücklich, und wurde dort mit der größten Achtung und Liebe von seinem Gönner Marino aufgenommen. Der Ausgang mit diesem schönen Geiste hatte auf die Bildung seines Geschmacks den vortheilhaftesten Einfluß. Marino empfahl ihn auch dem Kardinal Barbieri, der ein großer Liebhaber und Beförderer der Kunst war. Die schönsten Tage schienen ihm also in Rom bevorzustehn. Aber ach! was sind des Sterblichen süßeste Hoffnungen auf Erden? — Seifenblasen, die oft plötzlich in ihr nichts dahinsinken. Marino starb. Barbieri mußte als päpstlicher Gesandter Rom verlassen. Und so sahe sich Poussin auf einmal in die allertrau-

rigste Lage versetzt. Zwar hatte er an den berühmten Bildhauern Algardi und Franz Quésnoy, die mit ihm in einem Hause wohnten, getreue Freunde gefunden; allein diese waren selbst in einer traurigen Lage, und mußten sich durch Modelliren nach Antiken kümmerlich ernähren. Alles, was sie für ihn thun konnten, war dieses, daß sie ihn an ihrer Arbeit und an ihrem Verdienste Theil nehmen ließen. Poussin ließ sich dadurch aber nicht abhalten, sich in der Mahlerkunst möglichst zu vervollkommen. Er benutzte in dieser Absicht jede müßige Stunde zur Erweiterung seiner Kenntnisse und zur Uebung seiner Talente. Da er die Anatomie bereits sehr gründlich verstand: so legte er sich nun auf die Geometrie, Perspektive und Baukunst. Er studirte anfangs nach Titian, den er in Ansehung des Colorits vergebens zu erreichen strebte, in der Folge nach Raphael und am liebsten nach Dominichino. Es schien ihm jedoch überflüssig, die Werke dieser großen Künstler zu kopieren. Er glaubte genug zu thun, wenn er sie nur fleißig betrachtete, und hielt das Kopieren für Zeitverlust. Er verließ beim Spaziergange nicht selten seine Freunde, um

die Gegenden um Rom her abzuzeichnen, und sich so mit der schönen Natur bekannter zu machen. — Seine Gemählde wurden zwar bisweilen gefordert, aber sehr schlecht bezahlt.

Indessen kehrte der Kardinal Barbieri wieder nach Rom zurück, und es begannen für den Künstler glücklichere Zeiten. Barbieri verlangte von ihm mehrere Gemählde. Der Ritter Del Pozza ward sein Gönner, und ließ es ihm an Arbeit nicht fehlen. Seine Werke erwarben ihm den Beifall der Kenner.

Um diese Zeit verheirathete sich Poussin mit der Schwester des Kaspar Düghet, den meine Leser bald näher werden kennen lernen. Seine Ehe blieb aber kinderlos.

Der zunehmende Ruf des Poussin machte den Kardinal Richelieu, der in Frankreich den Flor der Künste aus allen Kräften zu befördern suchte, aufmerksam auf ihn. Dieser that dem Könige, Ludwig XIII, den Vorschlag, daß er ihn von Rom zurückberufen und ihm die Galerie im Louvre übertragen mögte. Der König genehmigte diesen Vorschlag, und Poussin wurde im Jahr 1640 durch den Herrn von Chantelou von Rom abgeholt. Der König sowohl, als der Kar-

dinal behandelten ihn mit vieler Achtung. Im Jahre 1641 wurde er mit einem Jahresgehalt von 3000 Livres und freier Wohnung zum ersten Hofmaler ernannt. Aber seine Neider Le Mercier, Vouet und Fouquieres wußten ihm gleichwohl jene Arbeiten im Louvre durch allerlei Ränke zu entreißen. Der Verdruß, den ihm diese neidischen Künstler bereiteten, war wohl die Hauptsache, warum Poussin den König um Erlaubniß bat, nach Rom zurückkehren, seine häuslichen Umstände in Ordnung bringen, und von dort seine Frau abholen zu dürfen. Denn auf diese Weise verschaffte er sich wenigstens auf einige Zeit Ruhe. Da aber wenig Monate nachher nicht allein der Kardinal Richelieu, sondern auch der König starb: so dachte er an keine Rückkehr nach Paris mehr. Ludwig XIV bestätigte in dessen seinen Titel als erster Hofmaler, und ließ ihm sein Gehalt in Rom richtig auszahlen. Er verfertigte hier eine große Menge von Staffeleigemälden, die von Zeit zu Zeit nach Paris abgesandt wurden. Auch die, die in Italien zurückblieben, wurden in der Folge daselbst größtentheils aufgekauft und nach Frankreich gebracht.

Nach einer Reihe glücklich durchlebter Jahre, begann Pouffin die Gebrechen des Alters zu fühlen. Er bekam ein Zittern in allen Gliedern, welches ihn in den letzten Jahren seines Lebens zu aller Arbeit untüchtig machte, und ihn sehr häufig nöthigte, das Bette zu hüten. Er starb zu Rom im Jahr 1663 im 71te Jahre seines Alters, und wurde in der Kirche des heil. Laurentius in Lucina begraben.

Pouffin war ein Mann von tiefdenkendem Geiste, reifer Beurtheilungskraft und gebildetem Geschmacke. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse und ausserordentliche Belesenheit. Sein Umgang war ernst und lehrreich, und also für Leute von Verstand sehr angenehm. Von solchen wurde er daher sehr begierig aufgesucht, wenn er Morgens und Abends, auf dem Plage der Kirche Trinita de monte, seiner Gewohnheit nach, in der Nähe seiner Wohnung spazieren gieng. Er behauptete bei allen seinen Handlungen den Charakter des rechtschaffenen Mannes, und war daher bei allen Rechtschaffenen beliebt. Weit entfernt vor aller Habsucht, verkaufte er seine Gemählde um sehr billige Preise, und ließ sich nie mehr dafür bezahlen, als er ge-

fordert hatte. Er führte ein einförmiges, thätiges und arbeitsames Leben, und war ein so abgesagter Feind des Luxus, daß er nicht einmal einen Bedienten hielt.

Poussin arbeitete weniger für die Phantasie und für das Herz, als für den Verstand. Seine Gemälde sind voll Sinn und Bedeutung, geschickt, Nachdenken zu wecken und zu unterhalten, und gewähren selbst demjenigen Genuß, der kein Gefühl für das Schöne in der Malerei hat. Man nannte ihn daher den Maler für Leute von Verstand. Sehr sorgfältig überdachte er seine Sujets, ehe er zur Darstellung schritt. Mit der äussersten Sorgfalt beobachtete er das Uebliche. Nicht selten beobachtete er dasselbe mit allzuvieler historischer Treue, und brachte zur genauen Bezeichnung des Orts der Zeit und der Personen zu viele zerstreuende Bewerke an. Indessen ist er doch von allen Fehlern wider das Uebliche nicht frei geblieben. Er wählte am liebsten ernsthafte Gegenstände, und behandelte dieselben mit vieler Einsicht; verfehlte aber doch oft das Schickliche und die malerische Wirkung. Seinen Werken fehlt das Leben, das uns bei den Werken so vieler andern Meister fast

vergessen läßt, daß wir keine Scene aus der wirklichen Welt, sondern ein Gemählde vor uns sehen. Eine Hauptursache davon ist unstreitig die, daß Poussin die Natur nicht mehr zu Rathe zog, nicht öfter nach den Werken großer Meister kopirte, sondern ein allzuges treuer Nachahmer der Antiken und der Basreliefs war. Seine Figuren erinnern daher nur zu oft an seine marmornen Vorbilder. Er zeichnete sehr korrekt und nach schönen Verhältnissen, aber eifrig und steif. Der Ausdruck ist oft unbedeutend und liegt mehr in den Stellungen, als in den Physiognomieen. Die Hauptfiguren sind oft weniger interessant, als die Nebenfiguren. Seine Gewänder sind zu ängstlich und in zu viele kleine Falten geworfen. Sie verrathen Nachbildung nasser über den Gliedermann geworfener Gewänder, und bedecken oft das Nasckende kaum. Mit den Farben wußte Poussin nicht recht umzugehen. Seine Gemählde haben daher nachgedunkelt. Sein Kolorit ist schmutzig weinhefenartig im Hellen, nußbraun im Dunkeln. Seine Beleuchtung und sein Helldunkel verdient kein sonderliches Lob.

In der Landschaftsmahlerei war die Natur seine Führerin. Er zeichnete im Felde und an den Ufern der Tiber nach der Natur. Nicht selten nahm er Steine, Moos, Kräuter und Blumen mit nach Hause, um durch getreue Darstellung derselben seine Vorgründe zu bereichern. Seine Landschaften sind daher meisterhafte Abschilderungen der schönen Natur. Sie erregen Ernst und Nachdenken.

Die meisten, und vorzüglichsten Werke dieses Meisters befinden sich zu Paris; doch ist die Dresdner Galerie auch reich an Gemälden von seiner Hand. Die Düsseldorfer Galerie besitzt von ihm nur vier Gemälde — die Geburt Jesu, die Verkündigung Mariä, der heil. Norbert, welcher den Orden aus den Händen der heil. Jungfrau erhält, und die Enthaltbarkeit des Scipio.

Seine Geburt Christi hängt, wenn man aus dem dritten Saale in den vierten gehen will, rechter Hand in der Ecke, ist auf Holz gemahlt, und nur 1 Fuß 5 Zoll hoch, 1 F. 2 Z. breit, und hat kleine aber ganze Figuren. Dieses Bildchen ist zwar keines von den vorzüglichsten Werken dieses Meisters; indessen ist es doch unserer Aufmerk-



samkeit nicht unwerth. Daß eben im Stalle zu Bethlehem gebohrene göttliche Kind, liegt auf einem blauen Mantel, den die liebende Mutter unter demselben ausgebreitet hat, in der Krippe. Sie, die dasselbe zu gebären gewürdigt ward, liegt vor dieser Krippe auf ihren Knien, und betrachtet den Neugeborenen mit heiliger Zärtlichkeit. Ihre Gestalt ist sehr ansehnlich. Sie trägt über einem Karmoisinrothen Kleide ein weißes Gewand, welches ihr Haupt und ihre Brust bedeckt. Hinter ihr steht Joseph in einem gelben Leibrocke, und betrachtet aufmerksam den göttlichen Knaben. Das Gemälde flößt fromme Empfindungen ein. Nur wünscht man, der Künstler hätte den Stall weniger charakterisirt, und den Ochsen und Esel weggelassen.

Kaspar Dughet,

welcher wegen seiner genauen Verbindung mit Poussin auch den Namen dieses seines Schwagers führt, wurde zu Rom im Jahr 1613 geboren. Sein Vater war ein Pariser, der sich in Rom niedergelassen hatte. Da er von Jugend auf eine große Neigung zur Malerei blicken ließ, so trug sein Vas

ter kein Bedenken, ihn derselben zu weihen. Nikolaß Pouffin wurde sein Lehrer und die Unterweisung desselben war bei ihm von so gutem Erfolge, daß der Schüler bald Werke lieferte, die des Meisters nicht unwürdig gewesen wären. Da aber Pouffin wohl einsah, wie wichtig es für den Landschaftsmahler sey, seine Landschaften gut staffieren zu können; so hielt er ihn nicht allein zur Landschaftsmahlerei, wozu er die meiste Neigung äusserte, sondern auch zum Studium der Figuren an.

Seine Bilder fingen schon an, stark gesucht zu werden, als er sich von einem Mailändischen Edelmann bereden ließ, mit ihm in sein Land zu gehn. Er entschloß sich um desto leichter dazu, da er ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd war, und der Edelmann ihm die Jagden seines Landes so reizend zu schildern wußte. Indessen währte es nicht lange, so fing das herumschweifende unthätige Leben an, ihn zu ekeln, und er lehrte nach Rom zurück. Einige Gemälde, die er für den Herzog von Cornia gemacht hatte, gefielen demselben so gut, daß er ihn auf ein Jahr nach Perugia und Castiglione schickte, damit er dort für ihn ar-

beite. Allein hier waren die Versuchungen zur Befriedigung seiner Lieblingsleidenschaft für ihn zu lockend. Er verdarb seine Zeit mit der Jagd und mit dem Fischfange, und vergaß seine Kunst. Er schenkte endlich dem Herzoge einige Gemählde, und nahm Abschied von ihm. Dieser überhäufte ihn dagegen mit Geschenken, und ließ ihn zurück nach Rom bringen.

Düghet war ein enthusiastischer Liebhaber der schönen Natur. Er studirte dieselbe wenn er sich mit der Jagd belustigte, und machte sich mit allen ihren Reizen vertraut. In Rom miethete er vier Wohnungen in vier verschiedenen Gegenden der Stadt, um nur verschiedene Aussichten zu haben, und dieselben bei seinen Arbeiten benutzen zu können. Sein Schwager Poussin besuchte ihn bisweilen bei seiner Arbeit und belebte seine Landschaften mit schönen Figuren.

Unmäßigkeit in der Arbeit, und Unbesorgsamkeit bei der Befriedigung seiner Jagd-, lust an Sonn- und Feiertagen zogen ihm eine langwierige Krankheit zu. Als er von derselben genesen war, reifete er zu seinem Gönner, dem Herzoge von Cornia nach Perugia. Dieser nahm ihn mit nach Castiglione, und

von dort nach Florenz, wo ihn der Adel mit vieler Achtung aufnahm, und mit Bestellungen überhäufte. In der Folge that er von Rom aus auch eine Reise nach Neapel, wo er nicht weniger Liebhaber seiner Landschaften fand. Er mußte sich daselbst ein ganzes Jahr aufhalten, um die Wünsche derselben zu befriedigen.

Wie er wieder nach Rom kam, fing er an, der Manier des größten unter allen Landschaftsmählern der neuern Zeit, des Claudius Gillee, der, weil er ein geborner Lothringer war, auch Claude Lorraine genannt zu werden pflegt, zu folgen; was durch seine Landschaften ausnehmend gewannen.

Düghet wollte sich nie verheirathen, ob er gleich ein Vermögen von mehr als 30000 römischen Thalern erworben hatte. Es war ihm daher sehr gleichgültig, ob seine Schätze sich mehrten oder minderten. Gegen seine Freunde und Bekannten war er allzu gastfrei und freigebig. Und da er ausserdem in seinen zwei letzten Lebensjahren immer krank war: so schmolz sein Vermögen allmählig so zusammen, daß er, als er im Jahr 1575 im 60 Jahre seines Lebens starb, von seinem Nach-

laß kaum anständig in der Susannenkirche be-
graben werden konnte.

Das Herz dieses Künstlers war sanft,
liebepoll und heiter, wie die Natur, mit
der er sein ganzes Leben hindurch in der süße-
sten Vertraulichkeit lebte. Im Umgang war
er voll Wiß und guter Laune. Seinen Freun-
den war er ein biederer Freund.

Als Landschaftsmahler behauptet er nach
dem Klaudius Gillee den ersten Rang. Er
arbeitete, wie sein Schwager Poussin, im
heroischen Stiele. Seine Landschaften flößen
Ernst, Schauergefühl und Schwermuth ein.
Gemeiniglich führt er uns in gebirgigte Ge-
genden, in einsame Thäler, in düstre Eichens-
wälder, und an schäumende Wasserfälle, und
eröffnet Aussichten auf weite Ebenen. Die
Beleuchtung ist in seinen Gemälden vortreff-
lich. Das Kolorit ist zu finster, aber har-
monisch. Die Formen seiner Bäume sind
nicht ganz wahr, und seine Fernen sind nicht
so duftig gemahlt, als die seines Vorgän-
gers Klaudius Gillee.

Seine Werke sieht man zu Rom, zu Pa-
ris, zu Dresden, und an andern Orten.
In der Düsseldorfer Galerie befinden sich zwei
Landschaften von ihm, welche beide vortreff-

lich und des großen Meisters würdig sind. Vorzüglich verdient aber die historische Landschaft unsre Aufmerksamkeit, welche im dritten Saale auf der Hauptwand in der Ecke, nach der Thüre des Einganges hin, hängt. Das Gemählde ist auf Leinwand gemahlt, 5 Fuß, 9 Zoll hoch, 4 Fuß 3 Zoll breit. Ich habe dieses Gemählde schon an einem andern Orte mit verdientem Lobe gedacht.* Es ist indessen hier einer ausführlicheren Betrachtung würdig. Der Künstler führt uns in ein einsames, ödes und rauhes Thal, welches sich gegen den Hintergrund zu erweitert, und die Aussicht auf eine Gebirgskette gewähret, die den Horizont begränzt. Diese Gebirge sind mit Bäumen und Kräutern bewachsen. Ruinen und Fabriken aus der graueren Vorzeit machen die Aussicht auf dieselben interessanter und romantischer. Ein kleiner Fluß wässert das Thal, bildet im Vorgrunde einen Wasserfall, und stürzt in ein tieferes Bette herab, welches von Kräutern und Gesträuchen umgeben ist. Man sieht vorne eine Heerstraße, bei welcher sich eine schöne Gruppe von Bäumen erhebt. Dorthin hat der

* Siehe Taschenb. für 1801 S. 62.



Mahler den Elias gestellt, den jetzt ein Engel benachrichtigt, der Herr gehe vorüber. Der Prophet erhebt seine Blicke, und sieht mit heiliger Bestürzung den Herrn auf hohen und dicken Wolken vorübergehn. Das Bild ist unbeschreiblich schön. Beide, die Landschaft selbst und die Staffierung derselben, wirken harmonisch auf das Gemüth, um es mit heiligem Ernste und mit dem Schauergefühl der Nähe des Weltbeherrschers zu erfüllen. Diese öde, verlassene Einsamkeit, diese ernstesten Hochgefühl weckenden Aussichten, diese dunkeln und kühlen Schatten, dieser stille und ruhige Himmel — alles ladet, wie in einem heiligen Haine, zur ehrfurchtsvollen Feier vor dem Allgegenwärtigen ein. Und siehe! er, der zwar ein Seher Gottes, aber doch auch ein Sohn des Staubes war — wie er, von unnennbaren mächtigen Empfindungen ergriffen, auf den vorübergehenden Herrn der Natur hinstarrt. Wahrlich, man muß es gestehn, der Künstler konnte zu dieser Landschaft schwerlich eine passendere Staffierung, und zu diesem Sujet schwerlich eine passendere Landschaft erfinden. Die eine ist, wie die andere, vortrefflich gedacht und ausgeführt. Nur muß ich freilich gestehn, daß ich das

unbedeutende Figürchen, welches den Herrn der Welt andeuten soll, wegwünschte. Zur Verständlichkeit des historischen Gegenstandes ist es nicht schlechterdings nothwendig, und der Eindruck, den das Gemälde im Gemüthe des Beschauers zurücklassen soll, wird dadurch geschwächt.

Von diesem Gemälde ist ein altes französisches Kupfer vorhanden.

Caspar de Crayer.

wurde im Jahr 1582 zu Antwerpen geboren. Seine Eltern entdeckten schon früh in ihm Neigung zur Malerkunst. Folgsam dem Winke der Natur, weiheten sie ihn derselben, und ließen es ihm an Unterweisung nicht fehlen. Raphael Corcie, ein Schüler des Michael Corcie, der den Unterricht des unsterblichen Raphaels genossen hatte, wurde sein Lehrer. Von der Natur mit dem glücklichsten Genie begabt, und von dem regen Verlangen, ein vollkommener Künstler zu werden, angespornt, erlangte er bald durch ausharrenden Fleiß eine außerordentliche Geschicklichkeit, und ließ seinem Lehrer weit hinter sich. Die Natur war überall sei-

ne Führerin , und sie geleitete ihren Liebling so sorgsam und glücklich , daß er die Freude und die Bewunderung seiner Zeitgenossen ward , die es seinem Pinsel an Beschäftigung niemals mangeln ließen.

Sein gewöhnlicher Aufenthalt war in Brüssel, woselbst sich der Hof befand. Hier verfertigte er eine Menge von Gemälden. Sein Portrait des Kardinal Infanten Don Ferdinand in Lebensgröße , welches an dessen Bruder , den König von Spanien gesandt wurde , war bewundernswürdig schön. Der König und der ganze Hof staunten über die Geschicklichkeit des Künstlers. Zur Belohnung dafür erhielt er eine goldene Kette und einen Jahrgehalt.

Um ihn auf immer an Brüssel zu fesseln, both man ihm ein anständiges Amt an. Allein er schlug dasselbe aus , entfloß dem Gestümmel dieser volkreichen Stadt , und ließ sich in Gent nieder, wo einer seiner Schüler, Johann van Elief, für ihn ein Haus gemiethet hatte. Hier war es , wo Van Dyk ihn besuchte. Er war eben im Begriffe , vom Bette aufzustehen , als dieser zu ihm kam , und steckte den einen Arm in den Schlafrock. Van Dyk bath um die Erlaubniß , ihn

in dieser Attitüde mahlen zu dürfen. Er erhielt dieselbe und verfertigte von diesem Künstler ein unvergleichliches Portrait.

Als der Erzherzog Leopold zum Statthalter in den Niederlanden ernannt wurde, bestätigte derselben seinen Jahrgelalt. Er war ein großer Gönner des Künstlers und beschäftigte seinen Pinsel auf mancherlei Weise.

Crayer heirathete nie. Er hatte eine Schwester bei sich, die sein Hauswesen besorgte. Bis in sein sechzigstes Jahr arbeitete er mit Munterkeit, und mit Ruhm. Seine spätern Gemählde sind aber von keinem großen Werthe. Sie sind traurige Denkmäler seines durch das Alter geschwächten Talentes.

Seine Gemählde wurden in den Niederlanden der Schmuck der Kirchen und Abteien.

Die Düsseld. Galerie hat nur ein einziges Gemählde von ihm, welches Herr v. Hasgedorn mit Recht ein Denkmal seiner Stärke nennt. Da ich über den Werth dieses Gemähldes bereits an einem andern Orte geredet habe: * so bleibt mir hier nichts übrig,

* S. Taschenbuch für 1800. S. 34



als dasselbe umständlicher zu beschreiben. Der Künstler hat ein prächtiges Amphitheater aufgeführt. Oben auf demselben sitzt auf einem glänzenden Throne, über welchem eine fliegende von Genien gehaltene Decke hängt, die Mutter des Weltheilandes, ihren göttlichen Knaben mit beiden Händen vor sich haltend. Nackend steht er auf ihrem Schooße. In seiner Linken hält er den Scepter. Das Symbol der ihm beschiedenen Weltherrschaft, und mit der Rechten scheint er nach den Palmen und Oelzweigen zu greifen, die ihm ein Genius darreicht. Seine ganze Attitüde verräth Lebhaftigkeit und Frohsinn. Die Madonna hat ein rothes Kleid. Ueber ihrem Schooße sieht man eine blaue sammetne Decke ausgebreitet, die reich mit Perlen besetzt ist. Heilige umringen ihren Thron. Die, die nahe dem Throne, zur Linken desselben mit Kreuzweise über die Brustgeschlagenen Armen vor dem Jesuskinde ehrfurchtsvoll auf ihren Knien liegt, ist die heilige Apolline. Man erkennt sie an der Zange, die sie als Werkzeug ihres Märtyrertodes in ihrer Rechten hält. Ihr Anzug ist reich und prächtig. Ueber einem kostbaren grünen Kleide hat sie einen langen violetten Schleier von Mohr,

welcher mit Gold und Perlen besetzt ist. Hinter ihr stehen zwei Frauenzimmer, die dem göttlichen Knaben Blumen darbringen, wollen. Sie scheinen miteinander zu reden. Zur Rechten des Thrones stehen Johannes der Evangelist und der Apostel Jakobus, und reden ebenfalls mit einander. Den ersten erkennt man am Kelche, den er in seiner Rechten hält, und den andern an seinem Pilgerstabe. Johannes hat ein grauchangeantenes Kleid, und über demselben eine grüne Draperie, welche über seine linke Schulter und seinen linken Arm herhängt. Den Jakobus sehen wir in einem simpeln blauen Gewande. Niedriger, auf einer Stufe des Amphitheaters, hat der Künstler sechs andere Heilige gestellt. Zur Rechten sehen wir zuvörderst den heiligen Stephanus in seinem violetten mit Gold verbräunten Diakonenkleide. Seitwärts gegen den Thron sich wendend, zeigt er der Madonna, und ihrem Knaben einen Stein, und deutet dadurch auf den Martyrertod, den er unter dem Steinregen starb. Man sieht ihn nur zum Theil, denn vor ihm stehen der heil. Laurentius und der heil. Andreas. Der heilige Laurentius wird an dem Roste erkannt, den er in seiner Rechten hält, und

Der heilige Andreas an seinem Kreuz, welches er mit der rechten Hand gegen seinen Rücken lehnt. Beide kehren dem Throne den Rücken zu, und reden mit einander. Der heilige Laurentius hat ein grünes mit Gold verbräuntes Diakonenkleid, und hält in der Linken einen Palmzweig, das Sinnbild der Ueberwindung im letzten gräßlichen Kampfe. Der Heil. Andreas hingegen ist bis auf die Hüften nackend. Um seine Hüften ist ein weißes, und über demselben noch ein rothes Tuch geschlungen. Das letztere hängt über seinem linken Arme bis zu den Füßen herab. Zur Seite des heil. Andreas steht Antonius der Einsiedler, in einem langen Kleide von grobem grauem Tuche, seinen Pilgerstab in der einen und den Rosenkranz in der andern Hand. Er wird von der Seite gesehen, sein Gesicht ist nicht nach dem Throne, sondern zur Rechten gewendet. Auf einer niedrigeren Stufe zur Linken des Thrones, steht der heil. Augustin im bischöflichen Ornate, mit vor sich hin gebeugtem Haupte. Er blickt zu dem Jesuskinde mit einem Herzen voll flammender Liebe empor. Dieses liebesbrennende Herz zeigt ein emporschwebendes Genies dem göttlichen Knaben. Ein ans

derer Genius steht hinter ihm, und schmiegt sich an sein Gewand. Hinter dem Bischöffe steht der heil. Nikolaus, die linke Hand auf seine Brust gelegt, und mit der rechten ein Brod emporhebend.

Ganz unten sieht man zur Rechten des Gemähltes den Maler und seine Familie. Seine Schwester, die mit gefalteten Händen zum Throne hinaufblickt, und deren Kopf von der Seite gesehen wird, hat ein blaues Kleid, und über demselben ein weißes Tuch von Mouffelin. Neben ihr knieet sein Nefte in einem kurzen schwarzgelbem Wammes. Sein Bruder, eine Militairperson, liegt mit einem Kniee auf seinem Schilde, mit seiner rechten Hand stützt er sich auf den Kommandostab, und seine Linke erhebt er, zum Zeichen der tiefsten Anbätung, gegen den Thron. Sein Gesicht ist ganz gegen den Thron hin gewendet. So entgieng der Künstler der Nothwendigkeit, das Portrait seines Bruders darstellen zu müssen, wozu er, weil er ihn in vielen Jahren nicht gesehen hatte, nicht im Stande war. Er selbst liegt auf seinen Knieen und blickt aus dem Gemählde heraus, um anzudeuten, warum er das alles gemacht habe; nämlich um seine

und seiner Familie Ehrerbietung gegen die heil. Jungfrau und alle diese Heiligen zu bezeugen.

Dieses Gemählde ist nie in Kupfer gestochen worden.

Karl Loth

der Sohn des Kurbayerischen Hofmalers Johann Ulrich Loth wurde im Jahr 1611 zu München geboren, und erhielt den ersten Unterricht in der Kunst von seinem Vater. In der Folge gieng er nach Rom, und studirte bei Amerigi, dessen Kolorit ihm sehr gefiel. Darauf begab er sich nach Venedig und studirte unter der Aufsicht des Ritters Liberi, der lange nach Raphael, Correggio, Titian und Parmesano studirt, und sich dadurch eine Manier erworben hatte, die gegen die Manier des Amerigi sehr abstach, und das Lob der Kenner verdiente. Loth wurde ein vortreflicher Kolorist. Seines schönen Kolorits halber berief ihn der Kaiser Leopold als ersten Hofmaler nach Wien. Er starb zu Venedig im 87. Jahre seines Alters.

Seine Werke sieht man zu Venedig, Florenz, München und Dresden. In der Düsseldorf'scher Galerie befinden sich von ihm drei Gemälde, die sich im Schiffbruch rettende Agrippine, Mutter des Nero, der Tod eines Weisen, und der heilige Andreas.

Das vorzüglichste unter diesen ist unstreitig dasjenige, welches den Tod eines Weisen vorstellt. Es hängt über der Thüre, die aus dem dritten Saale in den vierten führt, ist auf Leinwand gemahlt, 5 Fuß 8 Zoll hoch, 3 Fuß 4 Zoll breit, und hat Figuren in Lebensgröße. Unter freiem Himmel im Hofe vor einem prächtigen Gebäude ereignet sich der merkwürdige herzerschütternde Auftritt. Der Sterbende liegt nackend auf einem Prachtbette, nur um seine Lenden her ist ein weißes Tuch geschlungen. Der Körper ist nach seiner Rechten hingeneigt. Sein linker Fuß steht in einem Becken mit Wasser, und den rechten Fuß hat er auf den Rand desselben hingestellt. Ein junger Mensch hält, auf das Bette knieend, sein Haupt. Zur Seite desselben sitzt ein ehrwürdiger Greis, der seine Linke ergriffen hat, und schmerzlich theilnehmend auf ihn hinblickt. Eine Frauensperson, die seine Gattinn zu



seyn scheint, steht hinter dem Kopfsfußl, die Hände gefalten und bitterlich weinend. Zween Jünglinge und ein Mädchen, die hinter dem theilnehmenden Greise stehen, und die innigste Betrübniß äussern, scheinen seine Kinder zu seyn. An ihrer Seite steht ein junger Neger, der ein zusammengerolltes Papier in der Hand hält, auf welchem wahrscheinlich das Todesurtheil des Weisen geschrieben steht. Weiter zurück, auf einem vertiefteren Grunde, erblicket man Krieger, deren Anführer sich dadurch auszeichnet, daß sein Helm mit einem Kranz umwunden ist, wie auch Priester und Weiber, die nicht das leiseste Mitleidgefühl äussern. Weiter hin hat man die Aussicht auf einen schönen Portikus mit Dorischen Säulen.

Von der Vortreflichkeit dieses Gemählde ist bereits an einem andern Orte geredet worden. *

Von diesem Gemählde hat J. E. Thelott ein Kupferblatt in Linienmanier geliefert, ohngefähr 18 Zoll breit.

* Siehe Taschenb. 1801. S. 63.

Johann Both

wurde im Jahr 1610 zu Utrecht gebohren. Er und sein Bruder Andreas erhielten die erste Unterweisung in der Malerei von ihrem Vater, welcher ein Glasmahler war. Nachher wurden sie Schüler des Abraham Bloemart.

Beide Brüder waren einander unzertrennliche Gefährten auf dem Wege des Lebens. Gemeinschaftlich trieben sie das Studium ihrer Kunst. Mit der innigsten zärtlichsten Liebe hiengen sie an einander, und theilten redlich Wohl und Wehe. Sie geleiteten einander auf ihren Reisen, die sie in ihrer Jugend durch Frankreich und Italien machten. Ihre Werke, ob sie gleich aus einem Pinsel hervorgegangen zu seyn scheinen, waren immer die Werke beider. Johann Both malte die Landschaften, und Andreas Both versah dieselben mit Figuren von Menschen und Thieren.

Eine geraume Zeit lebten beide Brüder zusammen in Rom, und verfertigten dort eine Menge von Gemälden, die von Kennern gesucht, und freigebig genug bezahlt

wurden. Von dort zogen sie nach Venedig, und arbeiteten auch dort mit großem Beifall. Aber ach! hier hatte das Schicksal beschlossen, die beiden Unzertrennlichen zu scheiden. Andreas hatte mit einigen Freunden zu Abend gegessen, und fiel, als er nach Hause gehen wollte in einen Kanal und ertrank im Jahr 1650.

Die Betrübniß des ihn überlebenden Bruders war unbeschreiblich. Die Welt war ihm nun schauerlich öde. In Venedig, wo er in seinem brüderlichen Freunde sein Alles verloren hatte, und wo ihn in jedem Augenblicke unzählige Gegenstände an seinen Verlust erinnerten, konnte er es nicht mehr aushalten. Er kehrte daher in sein Vaterland, aber leider! ohne den, mit dem er ausgewandert war, zurück. Er ließ sich in Utrecht häuslich nieder und arbeitete auch hier mit nicht geringerem Beifall, als in Italien. Aber nur wenige Monathe setzte er hier noch sein durch des Bruders Tod freudenslos gewordenes Leben fort. Im Jahr 1651 folgte er demselben in die Gefilde einer bes fern Welt nach, wo Schicksal und Tod keine getreue Liebende mehr trennt.

Johann Both war ein glücklicher Nachahmer des Klaudius Gillee, sowohl in Ansehung der Manier, als auch des Kolorits. Seine Werke sind vortreflich beleuchtet, gut kolorirt, und sehr warm gemahlt. Sie verrathen ein sehr zartes und lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der Natur, und gewähren dem Liebhaber der schönen Natur hohen Genuß. Die Staffirungen seines Bruders sind zwar mit Nachdenken und Fleiß, aber doch mit kühnem Pinsel gemahlt.

In der Düsseldorfer Galerie befinden sich von diesen berühmten Meistern zwei Landschaften.

Eine von diesen hängt, wenn man in den ersten Saal tritt, rechter Hand neben der Thüre. Sie ist auf Holz gemahlt, 2 Fuß 4 Zoll hoch, 3 Fuß 6 Zoll breit, und ist mit Figuren von ungefähr 5 Zoll staffirt.

Im Vorgrunde erblickt man ein rauhes Thal, wo zur Rechten sich ein steiles mit Bäumen und Ruinen versehenes Gebirg erhebt. Das Thal wird von einer Hügelkette durchschnitten, die mit Bäumen und Felsen bedeckt ist. Am Fuße derselben erblickt man an der einen Seite eine Heerstraße, und an der andern einen Fluß über welchen eine ländliche



Brücke führt. Auf den Wegen und auf der Brücke erblickt man mehrere Landleute, theils ruhend, theils wandelnd. In der Entfernung eröffnet sich die Aussicht auf eine lachende angenehme Gegend, die mit der rauheren Gegend des Vordergrundes einen angenehmen Kontrast macht. Ein schöner Fluß durchschleicht dieselbe, und bespühlt die Mauern eines Städtchens, welches man in weiter Entfernung wahrnimmt. Hohe Gebirge, deren Gipfel die Abendsonne vergoldet, begrenzen das Thal.

Dieses Gemälde ist vortreflich gedacht, geordnet und ausgeführt, sehr duftig gemahlt, und sehr warm kolorirt. Es ladet den Liebhaber der schönen Natur zum Genusse eines freundlichen Herbstabends ein.

Dieses Gemälde ist nicht in Kupfer gestochen.

Die erste Gruppe ist diejenige, die sich aus den
Büchern ergibt, die man in der Bibliothek findet.
Diese Bücher sind meistens aus dem 17. und 18. Jahrhundert
und sind meistens in lateinischer Sprache geschrieben.
Die zweite Gruppe ist diejenige, die sich aus den
Handschriften ergibt. Diese Handschriften sind meistens
aus dem 15. und 16. Jahrhundert und sind meistens
in deutscher Sprache geschrieben. Die dritte Gruppe
ist diejenige, die sich aus den Druckwerken ergibt.
Diese Druckwerke sind meistens aus dem 17. und 18. Jahrhundert
und sind meistens in deutscher Sprache geschrieben.
Die vierte Gruppe ist diejenige, die sich aus den
Handschriften ergibt, die in der Bibliothek
nicht mehr vorhanden sind. Diese Handschriften
sind meistens aus dem 15. und 16. Jahrhundert
und sind meistens in deutscher Sprache geschrieben.
Die fünfte Gruppe ist diejenige, die sich aus den
Druckwerken ergibt, die in der Bibliothek
nicht mehr vorhanden sind. Diese Druckwerke
sind meistens aus dem 17. und 18. Jahrhundert
und sind meistens in deutscher Sprache geschrieben.

B e r m i s c h t e
p r o s a i s c h e A u f s ä t z e.

Beim 1. April

1871

Ueber Naturgenuß.

Vierter Nachtrag.

Von dem Wohlgefallen an menschlicher Schönheit.

Unter allen Formen und Gestalten, die wir in der Natur antreffen, giebt es unstreitig keine edlere und schönere, keine, die so hohen ästhetischen Genuß gewährt, als die menschliche. Es ist möglich, daß es ferne von unserm sublunarischem Planeten, in andern Provinzen von Gottes unermesslichem Weltalle noch schönere, edlere Formen und Gestalten giebt; allein diese liegen ausser dem Kreise unserer Erfahrung, und können erst alsdann ein Gegenstand unserer Erkenntnis werden, wann uns einst vielleicht in einer glänzenden Periode unseres Daseyns das Anschauen derselben gewährt wird. Auch

in Hinsicht auf seine äussere Gestalt kündigt sich der Mensch als Bild Gottes auf Erden, als das gottähnlichste Geschöpf an, dem die ganze übrige Natur zu huldigen verbunden ist. Wenn daher der griechische Künstler, Götter zu bilden, sich unterwand: so konnte er, wenn er ihnen auch übrigens einen noch so erhabenen Charakter gab, doch keine edlere schönere Gestalt beilegen, als die menschliche, und dem späteren Künstler blieb sogar zur Darstellung des Gottes der Götter keine andere Gestalt übrig.

Freilich hätte sich der Künstler eine Darstellung des höchsten Wesens aus diesem Grunde niemals erlauben sollen. Aber wenn er die seligen Geister des Himmels in dieser edelsten unter allen uns bekannten Gestalten erscheinen läßt: so verdient er darüber um desto weniger Vorwürfe, da der Sohn Gottes, das ausdrucksvollste Ebenbild des großen Unsichtbaren, selbst in Menschengestalt unter den Menschen gewandelt hat, und eben dadurch der erhabenste Gegenstand der bildenden Kunst geworden ist.

Wenn wir die Schönheit der Menschengestalt in der Vergleichung derselben mit andern Formen und Gestalten in der Natur

erheben : so betrachten wir diese Menschengestalt überhaupt und im Allgemeinen , ohne auf die verschiedenen Menschenracen , unter welche die Naturforscher alle Bewohner der fünf Welttheile geordnet haben , und ohne auf so viele andere Verschiedenheiten unter den Menschen Rücksicht zu nehmen. Der Neger , der Mexikaner der Sineser , der Bewohner der Freundschaftsinseln , ist eben sowohl Mensch , und hat eben sowohl Menschengestalt als der Europäer , und diese Menschengestalt übertrifft in ihrem unverkrüppelten Zustande alle andere uns bekannte Gestalten an Schönheit. Insofern ist menschliche Schönheit also nicht das ausschließende Eigenthum einer gewissen Menschenrace , eines gewissen Völkerstammes ; sondern das Eigenthum der ganzen Menschheit. Dieses darf uns aber keinesweges hindern , die Menschen auch unter einander und miteinander zu vergleichen , in dieser Vergleichung den einen schön , den andern minder schön , den dritten wohl gar häßlich zu nennen , und sie noch einem möglichst vollkommenen Ideal und Regelbilde in Absicht auf Schönheit zu beurtheilen. Philanth ist ein leidenschaftlicher Liebhaber von Tulpen. Die Tulpe — spricht er bei jeder

Gelegenheit — ist eine wunderschöne, vortrefliche Blume. Ob er Recht habe, sie allen übrigen Kindern Florenz vorzuziehen, darf über wollen wir nicht mit ihm streiten. Genug, wir müssen es ihm einräumen, daß die Tulpe in der That eine schöne vortrefliche Blume sey. Mehrere Beete seines Blumenmengartens sind mit dieser seiner Lieblingsblume besetzt, und siehe! sie belohnt jetzt den Fleiß, den er an ihre Wartung verwandt hat. Ihre schönen Kelche haben sich eröffnet, und sein Auge weidet sich mit Wohlthat an dem Anblicke ihrer Pracht und ihrer mannichfaltigen Farben. Aber warum gräbt er so viele derselben aus seinen Beeten heraus, und giebt sie dem Untergange Preis? — Sie entsprechen seinen Anforderungen in Absicht auf Schönheit nicht; sie sind zu tief unter dem Ideal, welches er sich von einer schönen Tulpe gebildet hat; sie tragen die von Kennern festgesetzte Merkmale der Schönheit nicht an sich. Sie sind — sagt er — nicht schön, und geben auch keine Hoffnung, im künftigen Frühlinge schöner zu blühen.

Unsre Ideale von menschlicher Schönheit sind allemal aus der Natur geschöpft.

Daß die Natur nie eine vollkommen schöne Menschengestalt hervorgebracht habe, und nie eine solche hervorbringen könne, läßt sich wohl schwerlich beweisen. Denn, so selten sie auch seyn mögen, so giebt es doch Menschen, denen wir es nicht absprechen können, daß sie schön, sehr schön sind, und wir lesen Beschreibungen von schönen Menschen, die fast nichts weiter zu wünschen übrig lassen. Wer vermag es zu behaupten, daß die Natur nie ein paar Schritte mehr thun, und das Ziel der Vollkommenheit erreichen konnte. Inzwischen ist es freilich gewiß, daß die Natur nicht manches Meisterwerk dieser Art geliefert hat, und niemals liefern wird, und daß selbst die minder vollkommenen Schönheiten nie sehr häufig waren und es auch nie seyn werden. Nie wird die Gelegenheit zum ästhetischen Genuß menschlicher Schönheit so häufig, als die Gelegenheit zu so vielen andern ästhetischen Genüssen seyn, worin uns die Natur schwelgen läßt. Die Natur hat bei der Bildung menschlicher Körper mehrere Zwecke, denen die Schönheit bald mehr bald weniger aufgeopfert werden muß. Sie hat überdies mit mannichfaltigen Hindernissen zu kämpfen, die theils in dem Zusammenhange

der Dinge überhaupt, theils in der menschlichen Freiheit gegründet sind, und wodurch es ihr in den meisten Fällen unmöglich gemacht wird, vollkommene Menschenkörper hervorzubringen. An den Bildhauer und Maler machen wir daher mit Recht weit höhere Forderungen als an die Natur. Er wird weder durch Mehrheit der Zwecke — dann sein höchster Zweck bleibt doch immer die Schönheit — noch durch so zahllose unüberwindliche Hindernisse, in seinen Schöpfungen beschränkt. Es ist daher natürlich, daß die Kunst mindersparsam in der Hervorbringung schöner Menschengestalten seyn muß, als die Natur. Einen sehr schönen Menschen pflegen wir eben deswegen bildschön zu nennen. Er ist so schön, wollen wir sagen, als ob seine Gestalt nicht das Werk der Natur, sondern ein Meisterwerk bildender Kunst wäre.

Winder selten erblicken wir, wenn wir geübten Schönheitsinn haben, in der Natur die menschliche Schönheit theilweise. Und an einer Menschenfigur, die genug zu wünschen übrig läßt, gewährt uns doch oft der Anblick eines schönen Gesichtes, eines schlanken Wuchses, oder einer wohlgebildeten Hand

und eines wohlgebildeten Fußes nicht geringes Vergnügen. Polyklet nahm daher zu seiner Statue, die nachmals den griechischen Künstlern zur Regel diente, sein Vorbild nicht von einem einzelnen, sondern von mehreren menschlichen Körpern, und aus den daran wahrgenommenen vollkommenen Theilen, die er mit Einsicht und mit Geschmack zu einem schönen harmonischen Ganzen zu vereinigen wußte, bildete er eine Menschengestalt, die alle Menschengestalten, welche er in der Natur antraf, in Hinsicht auf Schönheit weit hinter sich ließ. Polyklet wählte den einzigen möglichen Weg, um sich über die Natur zu erheben, den Weg der Nachahmung mit weiser Wahl.

Auf jedem andern Wege würde er nie ein so vortrefliches Kunstwerk hervorgebracht haben, und seine Statue würde nie Regel und Muster für die späteren griechischen Künstler geworden seyn. Diese, von der Natur selbst mit Genie und Kunsttalent reichlich begabt, nutzten Polyklets Regel, aber gewiß nicht als slavische, sondern als freie Nachahmer, die ihren besondern Zweck nie aus den Augen verlohren, und die Natur selbst sorgfältig zu Rathe zogen. Und

so entstand eine Menge von Kunstwerken , deren Ueberbleibsel uns immer noch am sichersten lehren können , was menschliche Schönheit sey.

So sind die Natur und die Antike die einzigen Mittel , wodurch wir zu richtigen Vorstellungen und zu einem würdigen Ideal von menschlicher Schönheit gelangen können.

Aber wie verschieden sind nicht die Urtheile der Menschen über menschliche Schönheit ? Was dem einen wohl schmeckt , ist dem andern zuwider. Scheint es mit dem Geschmacke in der höhern Bedeutung des Wortes nicht eben so zu gehen ? Jede Nation hält diejenige Menschengestalt für die schönste , die in ihrem Schooße als die schönste erscheint. Der Morgenländer hat daher ganz andere Vorstellungen von menschlicher Schönheit als der Abendländer. Nichts kann widersprechender seyn , als die Urtheile , die unter verschiedenen Völkern über die Schönheit gefällt werden. Selbst unter einem und demselben Himmelstriche fallen diese Geschmacksurtheile sehr verschieden aus.

Man darf , um sich davon zu überzeugen , nur auf die Gespräche Acht haben , die darüber geführt werden. Eine und dies

selbige Person wird von dem einen für eine hohe Schönheit, von dem andern für eine sehr mittelmäßige, und von dem dritten für gar keine Schönheit gehalten. Es gab vielleicht nie eine erträgliche Menschengestalt, die nicht irgend ein Verliebter schön gepriesen hätte. Mancher Ehrenmann ist in der Ueberzeugung selig, daß er die schönste Frau in der Stadt, wohl gar im Lande habe, wenn gleich niemand weiter von dieser außerordentlichen Schönheit spricht. Und wie oft lächelt eine Mutter auf ihre Wechselbälge mit Wohlgefallen herab, und danket dem Himmel, daß er ihr so schöne Kinder gegeben habe? Ist bei dieser Verschiedenheit der Meinungen auch an eine Allgemeingültigkeit der Geschmacksurtheile über menschliche Schönheit zu gedenken? —

Tieffinnige philosophische Untersuchungen über die ästhetische Beurtheilungskraft wären hier wohl schwerlich am rechten Orte. Ich bemerke daher zur Widerlegung jenes Einwurfs nur folgendes. Alle Verschiedenheit der menschlichen Meinungen hat es bisher nicht vermocht, uns um unsern Glauben an Wahrheit zu bringen: warum sollte uns dieselbe in unserem Glauben an Schönheit wankend

machen? Irrthümer entspringen dort und hier aus den nämlichen Quellen, und nur wenigen Auserwählten ist es vergönnt, diese Irrthümer glücklich zu vermeiden, und sich einer richtigen Erkenntniß der Schönheit, wie der Wahrheit zu freuen.

Unsere Ideale von menschlicher Schönheit sind aus der Natur geschöpft. Je weniger der Mensch also Gelegenheit hat, die höhere Schönheit in der Natur selbst, oder in der nachgeahmten Natur zu erblicken; desto weniger darf es uns befremden, wenn er, in Ermanglung eines brauchbaren Regelmäßigen, falsche Urtheile über die Schönheit fällt. Wir nehmen ohne hinreichende Prüfung so manche falsche Meinung an, und es fällt uns in der Folge schwer, eine solche tiefeingewurzelte Meinung wieder fahren zu lassen. Warum sollten solche Vorurtheile nicht auch unsere Vorstellungen von menschlicher Schönheit verfälschen? So weiß ich mich sehr gut zu besinnen, daß mir in meiner frühern Jugend ein kleiner Fuß so sehr als eine Schönheit empfohlen wurde, daß ich mich nicht enthalten konnte, die Schönheit eines kleinen Fußes zu bewundern, wenn gleich alles Verhältniß der Grundfläche zu der Höhe des

Menschen dadurch verlohren ging. In der Beurtheilung menschlicher Schönheit spielen endlich auch unsere Neigungen eine sehr wichtige Rolle mit. Die uns verhaßte Person erkennen wir nicht leicht für schön, und die entfernteste Aehnlichkeit mit derselben macht uns, vermittelst einer, uns oft selbst unbekanntem Ideenverbindung, nicht selten ungerath in der Beurtheilung der Schönheit anderer Personen. Im Gegentheil kann uns die Liebe so blenden, daß wir selbst das Fehlerhafte und Häßliche an einem Menschen schön finden. So liebte Cartesius ein schielendes Mädchen, und fand seitdem alles Schielende schön.

Je mehr der Mensch alle seine Anlagen und Seelenkräfte harmonisch entwickelt und ausgebildet hat; desto mehr sind wir auch berechtigt, ein richtiges Urtheil über Schönheit von ihm zu erwarten. Die Meinungen derer, die auf der untersten Stufe der Kultur stehen, oder nur eine sehr einseitige Bildung genossen haben, kommen hier also nicht in Betrachtung. Aber das Urtheil derer, die auf der höchsten Stufe des Geistes und des Geschmacks stehen, muß uns um desto wichtiger seyn. Diese sagen es uns aber

mit einer Stimme, daß die Griechen nicht allein die ersten Muster in den schönen Künsten, sondern auch die vorzüglichsten Kenner der menschlichen Schönheit waren, und daß menschliche Schönheit, insofern sie in Statuen, denen das Kolorit fehlt, erscheinen kann, nach den Marmorbildern der Alten beurtheilt werden muß. Sehr wohlthätig ist es daher in Ansehung des guten Geschmacks, daß man die Kunst erfunden hat, von diesen Marmorbildern Abgüsse in Gyps zu machen, die denselben vollkommen ähnlich sind, und so jene Meisterwerke der Kunst zu vervielfältigen. Billig sollte nicht allein jede Malerakademie, sondern auch jeder bedeutende Ort, eine auserwählte Sammlung solcher Gypsbilder besitzen, und zur ästhetischen Erziehung und zur Beförderung des guten Geschmacks anwenden. Statt so vieler unbedeutenden Zierrathen, auf welche in den Häusern der Reichen oft beträchtliche Summen verwandt werden, sollten wir in denselben häufiger die Abgüsse der schönsten Antiken antreffen, um durch fleißige Betrachtung derselben über Formen und Verhältnisse richtiger urtheilen zu lernen. Wenn dann noch überdies die Zeichenkunst für eben so noth-

wendig zu einer guten Edukation gehalten, eben so allgemein gelehrt, und mit eben so vielem Fleiße erlernt würde, wie z. B. die Musik: so würde richtige Beurtheilung der menschlichen Schönheit bald minder selten seyn.

Um über Menschengestalten richtig und vollständig urtheilen zu können, müssen wir dieselben unverhüllt und nackend erblicken. Die Einwohner von Kroton sandten auf sein Verlangen dem Zeuxis ihre schönste weibliche Jugend, damit er durch Beschauung derselben in den Stand gesetzt würde, das Bild einer Helene, welches sie von ihm begehrt hatten, in möglichster Vollkommenheit und Schönheit zu mahlen. Die Schönen von Kroton trugen alle kein Bedenken, sich dem Künstler nackend zu zeigen. Aber nur fünf unter ihnen fand er zu seinem Zwecke brauchbar; die übrigen schickte er zurück. Wenn Zeuxis unter uns lebte: unsere Schönen würden, ohne eben die Schönen von Kroton an Sittsamkeit zu übertreffen, die Anmuthung, sich ihm nackend zu zeigen, mit Recht für unbescheiden und entehrend halten. Andere Zeiten und Länder; andere Sitten. Wenn der deutsche Mahler eines weiblichen Modells bedarf, muß er sich gewöhn-

lich mit Kreaturen aus der niedrigsten Klasse des andern Geschlechts begnügen, deren unterscheidender Charakter die Schamlosigkeit ist. Unsere Begriffe von Wohlstandigkeit verbieten es, daß sich der Mensch dem Menschen, und zwar vorzüglich dem Menschen vom andern Geschlechte nackend zeige. Auch bei den richtigsten Erkenntnissen von menschlicher Schönheit sind daher unsere Urtheile über die Schönheit solcher Menschen, die wir in der wirklichen Welt antreffen, sehr mangelhaft. Nur über die unbekleideten Theile können wir ein sicheres Urtheil fällen. Die Form der bekleideten können wir fast nur muthmaßen. Wäre die Kleidung jedesmal dem Kunstgeschmack angemessen, und ließe sie die Form derselben mehr oder weniger durchscheinen: so könnten unsere Muthmaßungen sich der Gewisheit mehr nähern. Aber auch das ist nicht. Der Modegeschmack übt seine Tyrannei, und übt sie nirgends unumschränkter, als unter dem schönen Geschlechte, aus. Viele Schönheiten menschlicher Gestalten werden dadurch unserm Auge entzogen; aber wir bleiben auch mit dem Anblicke manches Fehlerhaften verschont, dessen Wahrnehmung sehr oft uns

fer Vergnügen über Personen vermindern würde, deren unbekleidete vortreflichgebildete Theile, und deren schlanker Wuchs uns das Geständniß entlocken: sie sind schön.

Wenn von menschlicher Schönheit überhaupt die Rede ist: so denken wir uns den Menschen, ohne Hinsicht auf Geschlechtsverschiedenheit, in den Jahren der völligen Körperreise, ohne dadurch behaupten zu wollen, daß es nicht auch schöne Kinder und Greise gebe. Denn offenbar erscheint der menschliche Körper alsdann in der größten Vollkommenheit, wenn seine Jugendblüthe sich völlig entfaltet, wenn jeder Theil sich völlig ausgebildet, wenn jede seiner Kräfte sich möglichst entwickelt hat. In diesem Zeitpunkte ist er, was er seyn kann, und was er seyn soll. Früher hin erblicken wir ihn erst in der Annäherung zu dieser Vollkommenheit, und späterhin erblicken wir ihn in einer allmähligen traurigen Entfernung von derselben, auf dem Wege zu seiner Zerstörung. Die Schönheit, welche zwanzig, höchstens vier und zwanzig Sommer erlebt hat, strahlt in ihrem vollkommensten Glanze. Sie kann aber in Menschengestalten auf eine sehr mannichfaltige Art erscheinen. Es

wäre möglich, daß das ganze Menschengeschlecht mit höherer Schönheit prangte. Denn noch könnte sich ein Mensch eben sowohl von dem andern verschieden, und als Individuum zeigen, wie jetzt. Ein Mahler, der das Schöne richtig zu beurtheilen und meisterhaft darzustellen weiß, kann tausend verschiedene Menschenfiguren aus seinem Genie und aus seinem Pinsel hervorgehen lassen, deren jede das Lob der Schönheit verdient. Dabei ist es denn freilich nicht wohl anders gedenkbar, als daß die eine Schönheit der andern mehr oder weniger nachstehen müsse, wenn gleich der Kenner sich oft in einer weit größeren Verlegenheit befinden sollte, wie einst Paris, als er unter drei Göttinnen die schönste auswählen, und ihr als Schiedsrichter den goldenen Apfel, als den Preis der Schönheit zuerkennen sollte. Aber bei dem allen ist wahre Schönheit, wie die wahre Tugend, deren irdischer Abglanz sie zu seyn scheint, doch nur eine.

Nicht für die Eingeweihten in die Mystereien der Natur und der Kunst; sondern für die Liebhaber des Schönen und Guten, die über die Hauptfordernisse der menschlichen Schönheit noch wenig oder gar nicht

nachgedacht haben, mögen einige Bemerkungen darüber hier am rechten Orte stehen.

Das vornehmste Erforderniß zur menschlichen Schönheit ist unstreitig Schönheit der Gestalt. Insofern dieselbe ein aus verschiedenen Theilen bestehendes Ganze ausmacht gehört dazu nicht allein Richtigkeit und Schönheit der Verhältnisse; sondern auch Richtigkeit und Schönheit der Form des Ganzen überhaupt und der einzelnen Theile.

Die Verhältnisse eines menschlichen Körpers sind richtig, wenn die verschiedenen Theile, die zu dem Ganzen gehören, ihre angemessene Größe, sowohl in Ansehung ihrer Länge, als ihrer Breite und Dicke haben. Die Verhältnisse, wie wir sie in der Natur an den menschlichen Körpern, auch an unverkrüppelten, antreffen, sind oft so fühlbar unrichtig, daß es keiner großen Uebung der ästhetischen Beurtheilungskraft bedarf, um diese Unrichtigkeiten wahrzunehmen. Selten wird uns in der Natur ein Kopf vorkommen, der in Vergleichung mit dem übrigen Körper zu klein erscheint, desto häufiger erregt ein zu langer, ein zu breiter, ein zu plumper Kopf unser Mißfallen. Die Nase, die Augen, die Ohren sind häufig zu

groß; aber doch auch nicht selten verhältnißwidrig klein. Wir sehen Häſe, denen man kaum ein Halſtuch anlegen kann, und die den Kopf nicht gehörig über die Schultern erheben; hingegen ſehen wir andere, die ſo lang ſind, daß man ihnen bequem ein halbes Duzend Halſtücher anlegen könnte, und durch welche der Kopf allzuweit vom Körper entfernt wird. Der eine hat eine ſo ſchmale Bruſt, daß wir uns faſt nicht enthalten können, ihm die Lungenſucht zu weiſſagen; bei dem andern hingegen iſt die Bruſt allzubreit. Mancher weibliche Buſen iſt offenbar zu voll, hingegen iſt mancher auch mit allzuſtiefmütterlicher Kargheit von der Natur ausgeſtattet. Weder am allzuhagern noch am allzugemäſteten Menſchen iſt ein richtiges Verhältniß der Länge gegen die Breite und Dicke ſeines Körpers gedenkbar. Das Haupt und der Kumpf pflegen die eine, die Schenkel und Beine die andere Hälfte eines erwachſenen Menſchen von richtigen Verhältniſſen auszumachen. Iſt jene größer als dieſe: ſo bekommt der Menſch dadurch ein faſt komiſches Anſehen, ſobald er vom Stuhle aufſteht. Iſt hingegen dieſe länger, als jene: ſo bekommt ſeine Geſtalt dadurch etz

was Erhabenes, welches aber mit einem unbedeutenden Kopf sehr unangenehm kontrastirt. Plumpe Hände und Füße verunstalten manches sonst schöne Frauenzimmer. Wenn wir aber ohne Vorurtheil über menschliche Schönheit urtheilen: so werden wir gewiß auch nicht unbedingt jede kleine Hand, jeden kleinen Fuß loben. Denn Hände und Füße können im Verhältniß gegen den ganzen Körper auch allzuklein seyn. Zu allen diesen Bemerkungen über Richtigkeit und Unrichtigkeit der Verhältnisse bedarf es keiner vorzüglichen ästhetischen Bildung. Es giebt aber freilich auch Mängel, die minder auffallend und nur demjenigen bemerklich sind, der in vertrauter Bekanntschaft mit den Gesetzen der Verhältnisse lebt, und nur dieser nimmt die völlige Uebereinstimmung mit denselben mit innigem Vergnügen wahr.

Richtige Verhältnisse sind indessen noch keine schönen Verhältnisse. Menschen von vollkommen richtigen Verhältnissen dürften in der Natur vielleicht so selten nicht seyn; aber schöne Verhältnisse finden wir desto seltener. Man pflegt den Kopf oder die Gesichtslänge als Maßstab anzunehmen. Eine Figur von mehr als acht Köpfen, oder zehn

Gesichtslängen , und von weniger als sechs Köpfen , oder acht Gesichtslängen hat keine schönen Verhältnisse mehr. Jene ist zu schlank , und diese hat ein zusammengedrücktes , bäurisches Ansehen.

Es ist bekannt , daß die griechischen Künstler in Ansehung der Richtigkeit so , wohl , als in Ansehung der Schönheit , sich auf die Gesetze der Verhältnisse vollkommen verstanden. Es fehlt an Ausmessungen nach den noch vorhandenen Meisterwerken derselben zwar nicht. Es würde aber , wie ich glaube , sehr zweckwidrig seyn , meine Leser mit denselben zu unterhalten. Man kann alle diese Ausmessungen auswendig wissen , und doch unfähig seyn über Richtigkeit und Schönheit der Verhältnisse zu urtheilen. Die Erkenntniß dieser Ausmessungen hat allerdings ihren Werth , besonders für den Künstler. * Aber die Hauptsache ist doch die , daß wir unsere Augen an schönen Gestalten üben , und uns an einen richtigen Blick gewöhnen.

Die richtigsten und schönsten Verhältnisse machen indessen die menschliche Gestalt

* Hagedorn's Betrachtungen über die Malerei
XXXV. XXXVI.

noch nicht schön. Wichtigkeit und Schönheit der Formen sind eben so wesentliche Erfordernisse. Ein Zeichner der sich auf die Verhältnisse vollkommen versteht, aber keine Begriffe von Form, und keinen geläuterten Geschmack in Ansehung derselben hat, wird nie eine schöne Menschenfigur zum Vorschein bringen. Die Natur ist in der Bildung ihrer Formen sehr häufig inkorrekt. Wir bemerken an den menschlichen Körpern, die wir in der Natur antreffen, Erhöhungen und Vertiefungen, Aus- und Einbiegungen, die in der wesentlichen Beschaffenheit und Bestimmung des Ganzen sowohl, als der einzelnen Theile, nicht nothwendig gegründet sind. Aber noch häufiger fehlt ihren Formen die Schönheit, die durch diese sanften, wohl zusammenhängenden Umrisse, durch diese angenehme Ründungen der Theile, durch diese dem Auge so wohlthuenden Wellenlinien, die die Oberfläche begränzen, und durch diese harmonischen Verbindungen der einzelnen schönen Theile zu einer schönen Form des Ganzen unsern Beifall, und unsere Bewunderung erhält. Es würde ein vergebliches Unternehmen seyn, die Erfordernisse zu richtigen und schönen Formen auseinander setzen,

und deutlich beschreiben zu wollen. Die Natur und die Antike müssen unsere Lehrerinnen werden, und diese rufen dem Liebhaber des Schönen zu: komm und siehe!

Wenn aber auch Schönheit der Gestalt das Haupterforderniß der menschlichen Schönheit bleibt; so kann uns doch dieselbe nur unter Marmor, und Gypsbildern für den Wangel eines schönen Kolorits schadlos halten; nicht aber in der wirklichen Welt, wo unser Auge sich am Anblicke des schönen Lebens weiden will. Ich will hier nicht von widernatürlichen Ausschlägen und Flecken der Haut reden, die die Karnation vieler Menschen verderben. Dieses sind zufällige Fehler, die durch die Kunst des Arztes mehrertheils verbessert werden können. Es giebt eine häßliche und unangenehme Farbe des Gesichtes und der Haut, die keiner merklichen Verbesserung fähig ist, und für diese hält uns die schönste Gestalt nicht schadlos. Es giebt eine Kupferfarbe des Gesichtes, eine ohne merkliche Verschiedenheit der Lintzen sich über das ganze Gesicht ausbreitende Röthe, ein häßliches eckelhaftes Gelb, eine widrige Schwärze, die wir nicht anders als mit Misfallen wahrnehmen kön-

nen. Dahin gehört auch jene Todesblässe, jene Entfärbung der Lippen, und das Erlösche der Augen, was von einem hohen Grade der Entnervung und der innerlichen Zerrüttung des Körpers zeugt; denn nur die Farbe der Gesundheit ist schön. Wangen, auf denen Rosen blühen, deren herrliches Inskarnat durch allmähliche Abstufungen, und durch verschiedene Tinten sich ins Weiße verliert, Lippen die in Purpur getaucht sind, und Augen aus denen sanfteres oder lebhafteres Feuer blizt, sie mögen übrigens blau oder schwarz seyn; schwarze braune oder blonde Locken, die um einen weissen Hals herspielen, — werden nie aufhören ein Gegenstand des Wohlgefallens und des Vergnügens zu seyn. Ausschliessende Geschmacksurtheile sind indessen auch hier des Kenners unwürdig. Es kann in verschiedenen schönen Gesichtern die größte Verschiedenheit des Teint statt finden, und dabei doch jedes durch ein angenehmes harmonisches Farbenspiel entzücken. Man kann bei blonden Haaren eben so wohl als bei schwarzen und braunen das Lob der Schönheit verdienen. Und im Wettstreite des schwarzen und des blauen Auges, dürfte das eine vielleicht eben

so oft, als das andere, den Preis der Schönheit davon tragen.

Zur Berichtigung und Verfeinerung unseres Geschmacks in Ansehung dieses Erfordernisses zur menschlichen Schönheit, dient das Studium der schönen Natur, die im Kolorit überhaupt, und in der Karnation ins besondere, unübertreffbar, ja unerreichbar ist. Das Studium der Malerei und die Betrachtung der Werke großer Koloristen, die sich durch Darstellung des schönen Nackenden berühmt gemacht haben, mag damit verbunden werden.

Wäre der Mensch bloß, oder doch hauptsächlich Körper: so würden Schönheit der Gestalt und des Kolorits den Begriff von menschlicher Schönheit erschöpfen, und uns beim Anblicke desselben nichts weiter zu wünschen übrig lassen. Aber der Mensch ist seinem edleren Theile nach über die Sinnenwelt erhaben. In seinem Körper lebt und wirkt ein empfindendes, denkendes, freier Entschließungen fähiges, zur Erkenntniß der Wahrheit, und zur sittlichen Vollkommenheit bestimmtes Wesen. Und dieses uns unbegreifliche Wesen, welches wir die Seele des Menschen nennen, ist es, was

uns mehr, als der Körper interessirt. Der Körper wird uns erst alsdann recht interessant, wenn wir ihn als den Spiegel betrachten, worinnen uns die Seele sichtbar erscheint. Jene physische Schönheit, die uns bloß durch Gestalt und Farbe ergötzt, genügt uns nun nicht mehr. Wir wollen mehr als sie, wir wollen humane Schönheit, wir wollen den schönen Ausdruck eines verständigen Geistes und eines edlen Herzens bei dem schönen Menschen antreffen. Unsere Forderung ist gerecht; der Mensch muß menschlich schön seyn. Verstand und Herzengüte söhnen uns leicht mit dem Anblicke eines höchst fehlerhaften Menschenkörpers aus, und die schöne Seele bedarf nicht nothwendig einer schönen Hülle, um ein Gegenstand unseres innigsten Wohlgefallens zu seyn. Aber die vollkommenste Menschengestalt, die in Absicht auf Form und Farbe untadelhaft wäre, würde aufhören, ein Gegenstand unseres Vergnügens zu seyn, so bald Dummheit, Charakterlosigkeit und Bosheit sich in derselben spiegeln. „Häßlichkeit soll man daher, wie Kant sagt, „keinem Gesichte vorrücken, wenn es nur in seinen Zügen nicht den Aus-

„druck eines durch Laster verdorbenen Ges
 „müthes, oder auch einen natürlichen, aber
 „unglücklichen Hang dazu verräth?“ Und
 so kann auch kein Gesicht das Lob der Schön
 heit verdienen, wäre es auch übrigens noch
 so regelmäßig gebaut, daß von keinen intel
 lektuellen und moralischen Vollkommenheiten
 zeugt, und welches uns in keine schöne See
 le blicken läßt.

Sokrates pflegte zu sagen: ein schöner
 Körper läßt hoffen, daß sich auch eine schö
 ne Seele in demselben befinden werde. Er
 beschäftigte sich daher am liebsten mit jun
 gen wohlgebildeten Leuten. Sokrates sahe
 dabei gewiß nicht bloß auf jene physische
 Schönheit, die sich nur in Gestalt und Far
 be zeigt; — denn diese kann, wie die Er
 fahrung lehrt, sehr wohl mit der verwor
 rensten Gemüthsart bestehen; sondern er
 sah gewiß auch zugleich auf humane Schön
 heit, auf Schönheit des Ausdrucks. Dies
 ses vorausgesetzt, wird der Ausspruch des
 Weisen ewig wahr bleiben. Der Mensch,
 der die schönsten Anlagen besitzt, kann ein
 Nichtswürdiger werden; aber wird er auch
 auf dem Wege des Lasters große Fortschrit
 te machen, wird er ein Sklave dieser oder

jener unedlen Leidenschaft werden, wird er in der Befriedigung derselben eine Fertigkeit erlangen, ohne daß Sittenlosigkeit seine Gesichtszüge ändert, und sich in seinem ganzen Wesen zu erkennen giebt? Der Ausdruck einer schönen Seele verschwindet, wo keine schöne Seele mehr vorhanden ist. Im Gegentheil kann Vervollkommnung des Geistes und des Herzens nicht lange ohne Einfluß auf die Gesichtszüge und auf die äussere Gestalt des Menschen bleiben, und muß nothwendig auf Schönheit vortheilhaft wirken.

Die Schönheit erscheint gewöhnlich im Geleite von zwei liebenden himmlischen Wesen, die, so unähnlich sie einander auch seyn mögen, sich doch gerne traulich die Hand bieten, um der Schönheit den Sieg über die Herzen der Menschen zu erleichtern, und ihr die Achtung und Liebe derselben zu verschaffen — im Geleite der Anmuth und der Würde.

Es sey mir erlaubt, das Wort Anmuth hier in der nämlichen Bedeutung zu nehmen, in welcher man das Wort Grazie zu gebrauchen pflegt. Die drei Grazien erscheinen in den Dichtungen der Alten als drei holde Schwestern, deren eigentliches Ges

schäft es ist, sanfte wohlwollende Empfindungen zu wecken. Sie fesseln Herzen an Herzen, und ertheilen die köstliche Gabe einnehmend zu seyn. Wir werden also unter der Grazie, oder unter der Anmuth in der weitesten Bedeutung des Worts nichts anders zu verstehen haben, als dasjenige, was auf unser Herz angenehm wirkt, was uns für diejenige Person, die es besitzt, einnimmt, was uns ein süßes Verlangen nach einer zärtlichen Gemeinschaft mit derselben einflößt. Diese Grazie ist etwas von der Schönheit durchaus verschiedenes. Es giebt schöne Menschen, deren Anschauen ästhetischen Genuß gewährt, und die gleichwohl keinen merklichen Eindruck auf unser Herz machen. Im Gegentheil giebt es Menschen, die auf das Lob der Schönheit keinen Anspruch machen können, denen aber die Grazie den Mangel der Schönheit in einem hohen Grade ersetzt. Es ist in ihrem Wesen, in ihrem Mienenspielen, in ihren Gebärden, in ihrem Gange, in ihrer Sprache, in allem ihrem Thun etwas so unaussprechlich angenehmes, einnehmendes, anziehendes, Herz eroberndes, daß man es leicht vergißt, wie mangelhaft ihre

Gestalt sey, und sich durch einen sanften sympathetischen Zug zu ihnen hingezogen fühlt. Darf ich sagen, was ich mir unter dieser Grazie denke? Sie scheint mir nichts als der natürliche, zwanglose harmonische Ausdruck einer liebenswürdigen Seele in allen Aeußerungen ihres Lebens zu seyn. Eine Seele, voll heiliger Unschuld und seligen Friedens; eine Seele, die alles Wahre, Gute und Schöne mit Innigkeit verehret und liebt; eine Seele, deren Neigungen sich willig an die Forderungen des Sittengesetzes anschmiegen; eine Seele endlich, die von sanften wohlwollenden Empfindungen überströmt; und die keine größere Seligkeit zu kennen scheint, als die zu lieben und wieder geliebt zu werden: eine solche Seele erobert durch Seelenschönheit der sanfteren Art unser Herz, wo wir sie wahrnehmen. Ihre Erscheinung in allen Aeußerungen des Lebens ist: Anmuth, auf einer höheren Stufe: Liebreiz, auf der höchsten: himmlische Holdseligkeit. Diese ächte Grazie ist unendlich verschieden von jener Aſtergrazie die nur reizt, nur niedrige Begierden entzündet. Sie ist rein und keusch, wie die himmlische Liebe. Sie

ist außerdem das gerade Widerspiel von allem Steifen, Gezwungenen, Affektirten, Strengen, Rauhen und Disharmonischen. Sie ist für den Liebe bedürftenden Menschen eine der köstlichsten Gaben des Himmels. Dem einen wird sie im Schlafe zu Theil. Die Grazien ständen an seiner Wiege und weiheten ihn zu ihrem Lieblinge. Von dem andern muß sie mühsam errungen werden. Die Grazien lächeln ihm nicht, bis er sie durch Opfer sich geneigt macht. Alles was die Seele versanftert, und den Körper und alle Glieder desselben geschmeidiger, und zu einer zwanglosen Bewegung geschickter macht, ist Mittel sich ihre Huld zu erwerben. Sie umschwebt ihre Lieblinge auf jeglichen Pfade, den sie wandeln, und verschönert alle, auch ihre geringfügigsten, Verrichtungen. In ihrem Arme schlummern sie; denn auch die Stellung und Lage, und das leise sich regende Leben des Schlafenden kann anmuthig und reizend seyn. Sie verläßt selbst ihren entseelten Lieblich nicht, bis die grausse Verwesung sie verscheuchet; denn das Andenken seines lieblichen Lebens, schwebt noch über seinen geschlossenen Augenliedern, über

feinen entfärbten Lippen, und über seinen blassen gefalteten Händen.

Sehr verschieden von dieser Anmuth ist die Würde. Auch diese geht nicht allemal nothwendig der Schönheit zur Seite. Es giebt Menschen, die sehr schön sind, ohne daß ihr Anblick uns jene ernsteren Empfindungen einflößt, die wir Achtung, in einem höheren Grade: Hochachtung, im höchsten Grade: Ehrfurcht, zu nennen pflegen; während, daß wir bei dem Anblicke anderer Menschen, die niemand schön nennt, uns dieser Empfindungen nicht erwehren können. Und was ist es, was diese Empfindungen erzeugt? Es ist das Edle, das Große das Erhabene, das Furchtbare Erhabene, was von einer achtungswürdigen Seele zeugt, die im vollen Gottesglanze der höheren Seelenschönheit strahlt. Eine Seele, die mit einem aufgeklärten, tiefblickenden Verstande, eine unbestechliche Liebe für Wahrheit Rechtschaffenheit und Tugend verbindet; eine Seele, die durch die Stärke der Vernunft die sinnlichen Neigungen bändigt, und in der Unterwürfigkeit erhält; eine Seele, die Muth und Kraft in sich fühlt, für Recht und

Pflicht alles zu dulden und alles zu wagen: eine solche Seele spiegelt sich auch in Blick und Mienen, in der Haltung des Körpers, im Gange und in allen übrigen Bewegungen der Glieder, in allen Reden und Handlungen; kurz, in allen Aeußerungen ihres Lebens. Dies ist die wahre Würde, die von der Aferwürde, die der Stolz erkünstelt, leicht unterschieden wird. Sie ist das Widerspiel von allem Gemeinen und Niedrigen. Es ist wahr, es giebt eine gewisse Erhabenheit, die bloß der Materie eigen zu seyn scheint. Aber wenn wir die große, erhabene, wohl gar furchtbar erhabene Gestalt sorgfältiger beschaut, und keine Spur von Geistesgröße und Seelenstärke an ihr entdeckt haben; so kommt uns ein solcher Mensch wie eine Travestie vor, wo die geringfügigsten Ideen in den erhabensten Ausdrücken vorgetragen werden. Ich habe einen Jüngling gesehen, dessen acht Schuh hohe Gestalt an den Apoll im Belvedere erinnerte. Aber die Spuren von Armuth und Kraftlosigkeit des Geistes äusserten sich in seiner Physiognomie und in seinem ganzen Wesen so unverkennbar, daß ich ihn ohne die leiseste Empfindung von Achtung verließ.

Armut und Würde schließen sich einander nicht aus; aber sie schränken einander ein. Der höchste Grad von Armut kann freilich nicht mit dem höchsten Grade von Würde, der höchste Grad von Würde kann freilich nicht mit dem höchsten Grade von Armut bestehen. Aber das Edle verträgt sich sehr gut mit jedem Grade der Armut, und scheint davon fast unzertrennlich zu seyn. Und selbst das Furchtbarere habene muß durch Armut gemildert werden, wenn es uns nicht allzusehr zurückschrecken soll.

Die menschliche Schönheit, die wir bisher in ihrer möglichsten Vollkommenheit betrachtet haben, erscheint sehr verschieden, je nachdem das Geschlecht, das Alter und die Lebensart der Menschen verschieden ist. Das Charakteristische des Geschlechts des Alters und der Lebensart darf da durchaus nicht fehlen, wo wir der Schönheit huldigen sollen. Bei einem Kinde finden ganz andere Verhältnisse statt, als beim erwachsenen Menschen; indem der obere Theil seines Körpers weit länger, als seine Schenkel und Beine ist. An seinem zarten Körper sind die Muskeln noch kaum

angedeutet. Das Antheil der Kindheit ist jene Anmuth, die versorgende Liebe erweckt, deren das schwache hülflose Geschöpf so sehr bedarf. Doch können auch Vorzeichen der künftigen Würde aus seiner Physiognomie hervorleuchten. Dieses Charakteristische der Kindheit darf keinem Kinde fehlen, das für schön erkannt werden soll. Ein Kind, welches einen erwachsenen Menschen enigmatische vorstellte, könnte unmöglich gefallen, wenn seine Gestalt übrigens auch noch so vollkommen wäre. — Die männliche Schönheit ist Schönheit mit Stärke vereinigt. Der Mann ist zu höheren und kühneren Unternehmungen geboren. Er bedarf daher eines festeren Körperbaues, stärkerer Gliedmaßen, und kraftvollerer Muskeln. Weibische Zartheit erweckt daher Widerwillen, wenn wir sie beim Manne wahrnehmen. Dem schönen Manne geht deshalb auch lieber die Würde als die Anmuth zur Seite, obgleich auch diese ihm ihre Gunst nicht versagt. Die weibliche Schönheit ist Schönheit mit Zartheit verbunden. Eine weichere Haut, zartere Glieder, eine schmälere flachere Brust, breitere Hüften und Schenkel, sanftere Ründungen der Theile,

weicher angedeutete Muskeln, verkünden das Weib, verkünden zugleich seine Bestimmung zum stillen häuslichen Leben. Ein Frauenzimmer als Mann gestaltet, kann nie gefallen, wenn sie auch verkleidet den schönsten Mann vorstellen könnte, so lange sie als Frauenzimmer erscheint. Mit weiblicher Schönheit vereinigt sich am willigsten auch die höhere Anmuth, die wir Liebreiz nennen; sie darf aber deshalb nicht auf Würde Verzicht thun. Im schönen Greise erblicken wir die allmählig hinwelfende Schönheit. Die jugendliche Karnation ist verschwunden, die Fülle der Kraft frogt nicht mehr in seinen Muskeln, die Zeit hat seine Haare gebleicht. Aber auch in diesem allmählig Hinwelfen, welches das Charakteristische des höheren Alters ist, hört die Schönheit nicht auf zu gefallen. Die Grazie verläßt auch den Greisen nicht ganz, aber die Würde ist seine traueste Begleiterinn. Ein Herkules erscheint in den Werken der Kunst ganz anders, als ein Adonis, und zwischen einem schönen Fürsten, und einem schönen Schäfer wird immer ein merklicher Unterschied statt haben müssen, wenn

Die Gestalt des Menschen nicht mit seiner Lebensart und Bestimmung in einem unerträglichen Widerspruche stehen soll.



Prometheus und der Künstler.

Prometheus.

Was machst du da?

Der Künstler.

Ich bilde aus Thon. — Du lächelst?
Sieht diese Gestalt nicht einem Menschen
ähnlich?

Prometheus.

O ja, einem Menschen, wie sie hierun-
ten herumkriechen.

Der Künstler.

Kann ich anders, wenn mir die Natur
nichts besseres zeigt?

Prometheus.

Du mußt es in dir selbst suchen, dafür
bist du Künstler. Dein Werk ist dein Idol.
Die Natur darf keines haben. Sie wirft

ihre Produkte aus der Hand, unbekümmert um ihr Schicksal, wenn nur die Gattung nicht untergeht. Was du schaffst, dahinein mußt du dein besseres selbst legen, und zwar gereinigt von den Schlacken der Erde, veredelt durch das Feuer einer himmlischen Begeisterung. Es muß das Ziel zeigen, zu welchem dein ganzes Geschlecht sich erheben könnte, wenn ihm die Flügel nicht gebunden wären. Ist aber, was du hervorbringst, Wein von deinem Wein, Fleisch von deinem Fleisch, Bild nach deinem Bilde: dann wirst du besser thun, Töpfe zu machen, als Menschengesichter. Wenn deine Zeitgenossen sich am Anschauen des Gemeinen begnügen, so dürfen sie ja nur sich selbst in ihren Spiegeln begucken.

Der Künstler.

Nicht jedem ist es vergönnt, in den Himmel zu steigen. —

Prometheus.

Und dort sein Ohranlämpchen anzuzünden — willst du sagen. Wahr, in den Himmel steigt niemand, und ich selbst war nicht dort, obgleich die Poeten allerlei Ge-

schichten von meiner Reise dahin zu erzählen wissen. Das Ideal einer bessern Menschheit ist keine leere Einbildung. Jeder Mensch, der weiß, warum er aufrecht geht, kann es in sich selbst finden. Aber dieses reine ätherische Leben zu verkörpern, nur das in seine menschlichen Formen zu legen, was der Preis einer mühsamen Vollendung ist, ohne daß es sichtbar werde, wie sauer dem Sieger seine Krone geworden sey — dies ist die schwere Aufgabe für die wahre Kunst. Sie knüpft das Sichtbare an das Unsichtbare, giebt dem Todten Leben, und dem Gemeinen Würde.

Der Künstler.

Portraite, wenn sie getreu sind, haben auch ihren Nutzen.

Prometheus.

Ueberlaß diese dem Prediger, und sey du — Schöpfer oder Töpfer; um doch auch ein Wortspiel zu machen.

Der Künstler.

Ideale wirken Kälte.

Prometheus.

Unter Eis und Schneemenschen. Aber was kümmert dich dein Jahrhundert? Wer mit der Zeit geht, der kriecht, und du sollst — fliegen. Und wie leicht geschieht's, daß der Strahl, der von einem Meisterwerke ausgeht, den Nebel zertheilt, in welchem die Menschen herumtappen. Das Feuer kann lange verborgen unter der Asche glimmen — ein Hauch wecket es zur Flamme.

Der Künstler.

Du magst Recht haben. Aber Fleischer und Krämer nehmen keine Wechsel auf die Posterität an; die Menschheit spendet kein Brod aus, ich muß es beim Bäcker holen.

Prometheus.

Wie, du wolltest vom Baume der Götter pflücken, und besizest nicht Muth genug, ein Paradies aufs Spiel zu setzen? Du mögtest gerne dem Dienste der Wahrheit dich weihen, wenn man nicht dabei baarsfuß über Dornen gehen müßte; mögtest gern einen Platz unter Dämonen einnehmen, wenn dir zugleich

ein Stuhl in einer Akademie bliebe? Auf
eines mußt du Verzicht thun: bist du ein Freund
von Lorbeern um's Haupt und — an den
Brühen; so ist dir mein Rath wenig nütze.
Bleib, was du bist und laß dich, um nicht
mit fahlem Haupte da zu stehen, gegen die
Gebühr von ein und dreißig Gulden, sechs
und zwanzig Kreuzer zum Dichter oder Troms-
peter des heil. römischen Reichs krönen.

S c h r i t t .

Bemerkungen und Maximen.

Fortsetzung.

*

Nicht durch unvorsichtiges Reden allein, sondern auch durch unvorsichtiges Hören setzen wir uns oft in Gefahr, kompromittirt zu werden.

*

Verschwiegenheit ist die Schutzgöttin wichtiger Plane und großer Thaten.

*

Den Mann von Ansehen bemerkt der größte Theil der Menschen nur, um Fehler an ihm zu finden. Es ist daher eine der feinsten Lebensmaximen, der Verläumdung mit einer kleinen Thorheit ein Opfer zu bringen. Das durch wird sie nicht allein mit unsern Vorkommenheiten ausgesöhnt, sondern auch blind gegen größere Fehler.

*

Führe dich, wenn du geschätzt seyn willst, überall mit einer bescheidenen Würde ein;

aber suche dich auch in ihr zu behaupten. Dies wird dich nicht allein vor den Beleidigungen des Muthwillens, sondern auch vor den Demüthigungen des Hochmuths in Sicherheit setzen.

*

Dem Kreicher nur setzt der Hochmuth seinen Fuß in den Nacken. Vom edlen Stolze bettet er selbst einen gütigen Blick.

*

Wer vor seinen Vorgesetzten kriecht, ist sicher Tyrann gegen seine Untergebenen.

*

Der menschliche Geist ist zu Beschäftigungen, die unter und die über seinen Fähigkeiten sind, gleich wenig geschickt.

*

Gehemunter Thatendrang ist die Folter großer Seelen.

*

Die Furchen auf der Stirne des Kummer's, sind nur der Schatten jener tiefen Wunden, an denen das Herz blutet, und, auch noch so gut geheilt, bleibt immer eine Narbe von ihnen zurück.

*

Oft floßen Thränen zu Perlen für Kronen der Fürsten zusammen, und das Blut der Ermordeten färbte ihnen den Purpur.

*

Sattheit ist das Gift der Freude.

*

Nichts verherrlicht den Weltregierer mehr, als daß der Mißbrauch der Freiheit den Wohlstand und Zusammenklang im Allgemeinen so wenig stöhrt.

*

Die Wollust benehete ihres Bechers Rand mit Honig, füllte ihn mit Wonnetraumel, und Eckel ist seines Bodens Hefe.

*

Der Schwelger lebt, um zu genießen; der Mäßige genießt, um zu leben.

*

Ein böses Gewissen schmerzt, wie ein bloß liegender Nerve.

*

Die Aufopferungen, welche der Preis sind, um den wir unsere Tugend erkaufen, machen uns ihren Werth fühlbar. Und das Interesse, welches jedes Herz für ihre ausdauernde Geduld fühlt, die stille Hochachtung

womit ihr selbst der Bösewicht huldigt, stählen den Muth, uns ihre Zeugenkrone zu erringen.

*

Glänzendes Laster gilt oft den Menschen für Tugend. Im Stillen wirkende Tugend wird oft mit schimpflichen Vermuthungen gebrandmarkt.

*

Jede Leidenschaft hat beim ganzen Menschengeschlechte nur ein Gepräge. Denn in aller Welt sieht der Neid nicht so vergnügt aus, als die Großmuth, und die Unzufriedenheit nicht, als die Geduld.

*

Unsre Glückseligkeit fängt da an, wo wir ohne Furcht und Reue einen Blick in das Innere unsrer Seele thun können.

*

Erbauung soll das Gefühl des Sittlichschönen und Erhabenen in uns lebhaft erhalten.

*

Wenn die Größe der männlichen Heldenseele in Unternehmung gefahrvoller Thaten, die Größe der weiblichen Heldenseele aber im Dulden besteht: so muß die letzte den Vorsatz verdienen, weil wir über der Thätigkeit

einen großen Theil unsrer Leiden vergessen,
aber in der Dulderruhe sie ganz fühlen; in
welcher es überdem noch an Zeugen fehlt,
deren Beifall so viele andere Kräfte zugleich
mit in Bewegung setzt.

* * *

Die Fortsetzung folgt.



G e s i c h t e.

Die Selbstzufriedenheit.

An meine Freunde,

am ersten Jenner 1802.

Ertöne Lied, du erstes, das am Morgen
Des Jahrs dem Saitenspiel entschwebt,
Der Herrlichen, die wundersam verborgen
In schönen Seelen lebt und webt.
Erhebe laut des Himmels beste Gabe,
Des Schöpfers eigne Seligkeit,
Des Engels und des Menschen reichste Habe,
Die hehre Selbstzufriedenheit.

Das ist nicht sie, nein, nur ein Dunstgebilde,
Was dort des Dünklings Herz belügt, —

Ein leerer Traum, der aus des Wahns Gefilde

Herniedersteigt und ihn betrügt.

Denn Selbstbetrug ist seine ganze Größe,

Sein ganzer Reichthum ein Gedicht;

Er kennt sich selbst, er kennet seine Blöße,

Kennt seines Geistes Armuth nicht.

O weckt ihn einst der volle Tag der Wahrheit
Aus seinem Traum, wie schwindet dann,
Hinweggepeischt von seines Lichtes Klarheit,
Der Wahn, den eitler Stolz erfann!

Der Dünkling, ha! was ist aus ihm geworden?

Wie foltert ihn der grasse Harm? —

Er fühlet sich bei Titel, Rang und Orden

Nun klein, bei allen Schätzen arm.

Zufriedenheit mit unserm eignen Werthe
Geht nur aus ächtem Werth' hervor.

Es kämpft um sie mit blutbeflohnem Schwerdte
Umsonst im Schlachtgewühl der Thor.

Geläng es ihm, sich Kronen aufzusetzen;
 Vergebens würb' er doch um sie;
 Denn man erkaufte mit Macht, mit Ruhm
 und Schätzen
 Das göttliche Bewußtseyn nie.

Kein Glück kann dir den innern Werth ge-
 währen,
 Kein Mißgeschick ihn dir entziehen.
 Durch eigne Schuld wirst du ihn nur entbeh-
 ren,
 Nur durch dich selbst erringst du ihn.
 Dies Kleinod wird in jenem Kampf erstritten,
 Bei dem kein Blut zu fließen pflegt,
 Wird nur erstrebt durch Reinigkeit der Sitten,
 Wo heiß das Herz für Tugend schlägt.

Beglückt, beglückt, wer unter Gottes
 Sonne
 Der Schätze köstlichsten errang.

Sein Leben eilt, gekränzt mit Ruhm und
Wonne,

Vorüber unter Frohgesang.

Arm scheinest ihm der Glanz von einem Throne,
Klein Dünken ihm der Erde Herrn.

Auf seinem Haupt strahlt eine bessere Krone,
Auf seiner Brust ein besserer Stern.

Des innern Werths Bewußtseyn schirmt
und nähret

In seinem Busen Heiter Sinn.

Da wird, was fehlt, mit Billigkeit entbehret,
Was man besitzt wird erst Gewinn.

Da lächelt uns auf unsern Pilgerwegen,
Von diesem Himmelslicht erhellt,
Ein holdes Chor von Freuden mild entgegen,
Und schöner ist uns Gottes Welt.

Durch frommen Sinn und Edelmuth ge-
adelt,
Verkläret in der Gottheit Bild,

Belächeln wir den Blödsinn, der uns tadelt,
 Die Bosheit, die uns schmählt und schilt.
 Wir achten nicht des Beifalls einer Menge,
 Die sich vor ihren Götzen bückt,
 Und fühlen uns, entronnen dem Gedränge
 Des Pöbels, durch uns selbst beglückt.

Dem innern Werth, mit Innigkeit emp-
 pfunden,

Entquillt das wahre Heldenthum.
 Das Unglück wird mit Mannsinn überwunden
 Erkämpfet wird des Sieges Ruhm.
 Gott ist mein Freund — so jubelt der Ge-
 rechte —

Wer kann, wer darf mir widerstehn?
 Mit ihm will ich selbst durch des Todes Mächte
 Voll unbezwungenen Muthes gehn.

Erscheint, was wir im Leben köstlich preisen,
 Im Sterben einst als leerer Tand:
 So bleibt auch dann sein innerer Werth dem
 Weisen

Des bessern Lebens Unterpfand.

Wie könnte der in ew'ge Nacht versinken,

Der an der Tugend Brust sich schmiegt? —

Nein, dort wird er den Quell des Lebens
trinken,

Der hier vor seinem Blick versiegt.

Die Jagd nach Glück bringt keinen wahren
Frieden ;

Der Thor bleibt seiner Wünsche Spiel.

Drum bleibet die Vollkommenheit hienieden

Des Weisen unverrücktes Ziel.

Und säumt das Glück, ihn traulich liebzu-
kosen,

Verfolgt ihn Widerwärtigkeit

So wandelt er doch fröhlig, wie auf Rosen,

Durch süße Selbstzufriedenheit.

Sie leb' und web' in euren schönen Seelen,

Ihr, die mein Herz vor allen liebt,

Und lasse nie das bessere Glück euch fehlen,

Tempo Grasso.

Zeitgesang für die Neujahrsnacht.

Friedrich Pfäffer.

Das Jahr hat seine Kreise vollendet aber mal, vollendet aber mal, Mal winkt auf unsrer Seite des Himmels naher Strahl, Nacht! Gleichschlagender Mitternacht, der zwölfmal

ruft es ist vollbracht! Nacht! Gleichschlagender Mitternacht, der zwölfmal ruft es ist vollbracht! Der Zukunfttempels Spiegel, zerbricht der erste Schlag, zerbricht der zweite Schlag, Laut

hallen Thäl und Hügel der ehrnen Zunge nach. Der Wunder auf der Hand erwacht vom Glockenruf der Mitternacht vom Glockenruf der Mitternacht. Die Wunder auf der Hand erwacht vom Glockenruf der Mitternacht. *Alte* *Soll* *legato* *Hal Segno*



Das Edelmuth und Tugend giebt!
 Ihr Lächeln sey in jedem Kampf euch labend!
 Sie drücke zu der langen Ruh
 Des Grabes einst, am spätesten Lebensabend,
 Euch liebevoll die Augen zu!

Zeitgesang.

für die Neujahrnacht.

Das Jahr hat seine Kreise
 Vollendet abermal.
 Uns winkt auf unsrer Reise
 Des Himmels näh'rer Strahl.
 Horcht! Glockenschlag der Mitternacht,
 Der zwölfmal ruft: Es ist vollbracht!
 Chor: Horcht! Glockenschlag der Mitternacht,
 Der zwölfmal ruft: Es ist vollbracht.

Des Zukunfttempels Kiegel
 Zersprengt der ernste Schlag.

Dumpf hallen Thal und Hügel

Der eh'rnen Zunge nach.

Der Wandrer auf der Haid' erwacht

Vom Glockenruf der Mitternacht.

Chor: Der Wandrer auf der Haid' erwacht

Vom Glockenruf der Mitternacht.

Halb freudig und halb zingend

Nahn wir der Fernung Höh'n,

Indessen froh und klagend

Gemischte Stimmen wehn.

Wer ist, der der Vergangenheit

Nicht Lieder oder Seufzer weicht?

Chor: Wer ist, der der Vergangenheit

Nicht Lieder oder Seufzer weicht?

Wir fördern unsre Reise;

Sie geht Berg auf Berg ab.

Die Ahnung kispelt leise:

Ist's weit noch bis an's Grab?

Die Weisheit ruft uns liebeich zu:

D fürchtet nicht den Ort der Ruh!

Chor: D fürchtet nicht den Ort der Ruh!
Ruft uns die Weisheit liebeich zu.

Seht! Himmelssterne funkeln
Und Lebensfreuden blühen.
Laßt keine Furcht verdunkeln
Der Hoffnung Immergrün.
Auf! endiget mit Muth und Kraft
Die zugemeßne Pilgerschaft.

Chor: Die zugemeßne Pilgerschaft,
Auf! endigt sie mit Muth und Kraft.

Wer unterwegs einen
Mitpilger stützen kann,
Lass' ihn nicht hülflos weinen,
Den brüderlichen Mann.
Vielleicht einst, wie an dir er nun,
Wirst du an seinem Busen ruhn.

Chor: Vielleicht einst, wie an dir er nun,
Wirst du am Bruderbusen ruhn.

Wenn alles sinkt ins Trübe,
 Was Schmuck auf Erden schien,
 Wird That der Menschenliebe
 Als höchste Perle glühn.
 Wer diese Perl' erobern kann,
 Ein Held der Menschheit ist der Mann.
 Chor: Ein Held der Menschheit ist der Mann,
 Der diese Perl' erobern kann.

B u r i.

Der Geier und die Taube.

Nach Florean.

Ein Geier rupfte eine Taube
 Und sprach: " verruchtes Thier, ich kenne
 dein Geschlecht,
 Und deinen Geierhaß; darum geschieht dir
 Recht,
 Wenn ich die Kehle dir sogleich zusammen
 schraube.

Noch lebet Nemesis.“ — O daß sie lebte! —

spricht

Das Läubchen. „Wie! du zweifelst —

schreit der Geier —

Gar an der Götter Daseyn? Ungeheuer,

Abscheulicher, verfluchter Bösewicht!

Du zweifelst? — Sieh, ich wollte dir vers-
geben;

Um diesen Zweifel raub' ich dir das Leben.

Stiegler.

Amant und Dorilis.

Wer liebet, ohne sich zu härmen? —

So spricht zur Dorilis Amant —

Kaum seh' ich andre um dich schwärmen:

So fürcht' ich deinen Unbestand. —

Ein Mittel wider dieses Leiden —

Spricht Dorilis — ist mir bekannt.

Willst du die Nebenbuhler meiden:

So liebe nur dich selbst, Amant.

Stiegler.

Grabschrift eines Philosophen.

Nackend scharrte man mich ein; nackt
 ward ich einst geböhren.
 Folglich hab' ich auf der Welt nichts gewon-
 nen, nichts verlohren.

Stiegler.

Der Winter.

Der Winter streuet Silberflocken
 Aus rauhbeeister Hand,
 Und keines Baches Spiegelwellen locken
 Mich mehr an seinen Blumenrand.

Von jener Eiche kahlen Wipfeln
 Glänzt dichtes Eis herab,
 Und Schneelavinen stürzen von den Gipfeln
 Des Felsgebirgs in's Thal hinab.

Seyd ihr entflohn, ihr sanften Weste?
 Wo bist du, Schattenhain?
 O warum laden keine Blüthenäste
 Mich jetzt in ihre Lauben ein?

Wo seyd ihr, holde Lindenbäume,
 Vom Morgenthau getränkt,
 In deren Schatten oft in süße Träume
 Des Morpheus Zauber mich gesenkt?

Der Winter hat mit kalten Armen
 Sie alle eingehüllt.
 Der Unerbittliche kennt kein Erbarmen,
 Weil finst'rer Unmuth ihn erfüllt.

O steige, holder Frühling! wieder
 Herab auf unsre Flur,
 Und kleide neu die schöngeformten Glieder
 Der hehren Schöpferinn Natur.

Und frohe Hymnen will ich singen,
 Wenn der Orkan entflieht.

Wenn zarte Blätter aus den Knospen dringen,
Und hold die Maierose glüht.

August Ruhn.

Der Abschied,

an Iris.

Nach de la Sabliere.

O Iris, wenn die Stunde schläget,
Wo ich von dir mich trennen muß:
Wie schnell sich da mein Herz beweget!
Doch langsam nur beweget sich mein Fuß.
Das Lebewohl erstirbt im Munde
Wohl zwanzigmal in einer Viertel-Stunde;
Und um dich nur ein Weilchen noch zu sehn,
Ersinn' ich Aufenthalt und zög're fortzugehn;
Und immer scheint es mir, will ich es ends
lich wagen,
Als hätt' ich dir noch was zu sagen.

Stiegler.

An die Begeisterung.

Begeisterung, himmlischer Funke,
 Der die Seele des Staubgebohrnen
 Zu großen Thaten entflammt,
 Dir ertöne mein Gesang!
 Auf deinen Fittigen hob sich
 Der Mäonide zur Sternenbahn.
 Du zeigtest Hochlands grauem Varden
 Gesichte der Vorwelt,
 Desnetest sein inn'res Auge,
 Daß er sah die gefallenen Helden,
 Und auf Nebelwolken die Geister der Väter.
 Du schufst himmlische Gestalten
 Vor dem liebevollen Sinn
 Des Jünglings von Urbino:
 Führtest das Häuflein der Sparter
 In den gewissen Tod
 Am Felsenhange der Thermopyläen.

Alles Große, was der Mensch beginnt,
Kommt durch dich.

Nur an deiner Hand
Erwirbt er den Preis des Schönen.
Nur, von deinem Hauche beseelt,
Erringt er die Palme der Wahrheit,
Und kämpft den schweren Kampf
Mit der Zeiten Geist.

Du weilst gerne
Im Schauer der Waldnacht,
Wo in des Felsbaches Sturz
Die halbverwitterte Tanne hängt,
Und Adler ihren Raub verzehren
Auf unerstiegenen Klippen.
Du wandelst gerne auf der Flur,
Welche der Frühling bräutlich schmückte,
Wo aus Blütenhecken
Nachtigallen singen,
Heimchen in den Gräsern zirpen,
Und vermischt mit dem Frühlingslüftchen
Odem der Liebe weht.

Im gewölbten Dom
 Beim feierlichen Orgelton
 Hebst du des Bethers Herz
 Zum Thron des Uerschaffnen.
 Es hört sein Ohr Gesänge
 Aus fernen Welten.
 Es sieht sein Auge Lichtgestalten,
 Die ihm freundlich winken.

Aber noch lieber stehst du
 Am einsamen Male des Edlen,
 Der im Dienste der Wahrheit fiel,
 Oder unter der Vorwelt Trümmern,
 Wo der Helden Schatten schweben,
 In den Schauern der Mitternacht.
 Du weckst den Jüngling aus dem Rausch
 der Liebe
 Mit dem Namen, Vaterland.
 Er eilt hin, wo der Tod seine Loose vertheilt,
 Und gräbt, wie Winkelried,
 Sich zwanzig Lanzen in die Felsenbrust,

Sühnt, wie Decius, mit seinem Blute
 Die Götter des Tartarus,
 Und denkt nicht der Geliebten mehr,
 Nicht des grauen Vaters,
 Nicht der süßen Wohnung,
 Wo seiner Kindheit Spiele stehn.
 Denn mehr, als Geliebte und Vater
 Bißt du ihm, Vaterland, Vaterland!

Was wäre der Mensch ohne dich,
 Gottesflamme Begeisterung?
 Wie das Insekt des Tages
 Kriecht er am Boden,
 Brächte sein Leben damit hin,
 Ein kümmerlich Daseyn zu verlängern;
 Ihn weckte nicht um Mitternacht
 Der Durst nach Thaten,
 Und nichts bliebe von ihm,
 Als Staub zum Staube.

S ch r.

An Eullia.

Nach der Anthologie.

Dich betrüget dein Spiegel. Denn wahr-
lich zeigt' er dir einmal
Deine wahre Gestalt, du zerbrächst ihn sogleich.
S ch r.

Fragment eines Gesprächs über die Söhne
des Mars.

Nach Däceilly.

A. Du liebtest Mavors Söhne nie?
B. Mein Freund, ich würde, ließen sie
Das Rauben, Morden, Schänden, Brennen,
Sie ziemlich gute Leute nennen.

Stiegler.

In das Stammbuch eines vortrefflichen
Frauenzimmers.

Wenn im ländlichen Thal stilles Flüstern
des Bachs,
Oder Rosen des Hauchs mit den bebenden
Sich entfaltenden Blumen
Deinen sinnenden Geist erhebt;

Und wenn einsam du wallst im vertrau-
lichen Hain,
Wo dein liebendes Herz längst entflohenener
Wonnestunden gedenket:
O! dann denk' auch an uns zurück.

Aber sinkst du dereinst voll des Wonnes-
gefühls
Ihm, der heilige Gluth für Vollkommenheit
In die Seele dir senkte,
An den wallenden Busen hin:

O! dann sag' es ihm laut, daß mein Herz
 ihn verehrt,
 Daß dieß liebende Herz in der Einsamkeit
 Stillen Stunden ihn segne,
 Daß ich dürste, sein Freund zu seyn.

K f m.

Das Wunder.

Nach Baraton.

Jüngst klagte Heinen Kunz, wie im verwich-
 nen Jahr

Die Nagel seine Schuh' ihm völlig aufge-
 fressen.

Und das sey unerhört und wahrlich wunderbar;
 Er werde lebenslang den Vorfall nicht vergessen.

Mein lieber Nachbar Kunz — erwiedert lä-
 chelnd Hein —

Wie dieseß möglich war, das läßt sich leicht
 ermessen.

Doch hätten eure Schuh' die Nasen aufges-
fressen,
Das würde ganz gewiß ein großes Wunder
seyn.

Stiegler.

Der Bauer an seinen aus der Residenz
entflohenen Fürsten.

Erlaub es doch, geliebter Fürst,
Daß du aus niedrer Hütte
Von einem Mann besungen wirst,
Der noch die deutsche raube Sitte
Der Väter und der Vorzeit übt,
Und Wahrheit mehr als Dichtung liebt.

Nir hebt die Brust mit Frohgesang
Die Rückkehr goldner Zeiten,
Wo ohne Stolz und Zwang
Sich Fürst und Bau'r zusammen freu'ten

Als Nachbarn theilten ihr Geschick
Bei kleinem und bei großem Glück.

So nahmst du, edler Herrscher, hier
Bei deinen Bauern Wohnung,
Bist Nachbar, Fürst und Vater mir,
Trägst unser Bäurischthun mit Schonung,
Und freuest dich bei unserm Glück,
Und traurst bei unserm Mißgeschick.

Am frühen Tag', in später Nacht,
Soll sich mein Flehn erheben
Zu Gott, der über alles wacht,
Um solche Freuden dir zu geben,
Wie sie im Patriarchenstand
Das fromme Vaterherz empfand.

Gott segne dich in diesem Stand
Mit seiner ganzen Fülle,
Erhalte dich gesund dem Land
Und froh in unsres Dörfchens Stille,

Bis wieder deine Vaterstadt
Der wilde Krieg verlassen hat.

J. Maus.

Der gute Rath.

Nach Seneca.

Dein Advokat verlangt nur Geld,
Dein Procurator will verdienen,
Und mehr, als alles in der Welt,
Liebt auch dein Richter die Zehinen.
So gehet ja früh oder spat
Dein ganzes Hab und Gut verloren;
Drum folge schleunig meinem Rath':
Bezahle deine Kreditoren.

Stiegler.

Hans Christoph, der junge,
an seinen Vater

Hans Christoph, den alten. *

Da ich euch schon so oft durch unsern Bet-
ter Belden
Vergebens um'n Wechsel bitten that:
Kann ich nicht unterlassen, nach dem Rath
Der lieben Großmama, mit Thränen euch
zu melden,
Daß, leider! ich heut Abend spät,
Im Arme meiner Wärterinn
Aus Mattigkeit gestorben bin;
Und die betrübte Walsarth nach dem Grabe
Auch theils schon angeordnet habe.

* Der Herausgeber hat geglaubt, diese merkwürdige Korrespondenz ganz unverändert einrücken zu müssen, weil Verbesserungen in Absicht auf Sprache und Orthographie die Originalität und Authentie derselben zweifelhaft machen könnten.

Sollt' euch die Trauerpost zu tief zu Her-
zen gehn :

Macht lieber daß die Mutter suchen thät,
Sie euch so hintenrum, wie Sancho, beizus-
bringen;

Damit ihr nicht aus Herzenleid vergeht,
Noch sonst ein Unglück drauß entsteht.

Vor allem aber schickt mir noch bei Zeiten
So etwa dreißig Karolin,
Damit ich doch im Stande bin
Die Leichenkösten zu bestreiten.

Ich bin

euer toder Sohn,
Hans Christoph, der junge,
Chymiae cultus.

A n t w o r t.

Hans Christophs, des alten,
an seinen Sohn,
Hans Christoph, den jungen.

Was mich, mein lieber Sohn, thut anbe-
langen:

So bin ich, bis auf Gicht und Hecktick und
Den Salzfluß an dem Bein, den Scharbock
an dem Mund,
Gottlob! noch ganz gesund.

Du hast'n rechten Eselsstreich begangen,
Mein liebes theures Ebenbild! du bist
Ein Dohs, weil du nicht schon vor vieler
Jahresfrist
Den Fahrweg alles Fleisches bist gegangen.
So hätt' ich Rollen Silber, wie die Stangen,
So lang, so rund und schwer, nachhero
nicht vermißt;

Die du seitdem verlaborirt, das heißt:
 Verprast, verspielt, vertrunken und verspeißt.
 Und deine arme Mutter — die zerfleußt
 Noch ganz und gar in lauter Thränengüsse;
 Obschon sie immer noch der Meinung ist,
 sie wisse
 Kein Wort von allem dem, daß du gestor-
 ben seyst.

Doch, was am allermeisten mich verdreußt,
 Ist deine dumme blauderhafte Zunge.
 Wie wüßte sonst das ganze Heer
 Von Juden, Kaffewirts und derley Gau-
 nern mehr,
 Daß du, vermöge der an mich geschickten List',
 So gräßliche Laus Deos schuldig bist,
 Daß Hans Christoph, der junge,
 Der Sohn des alten Christophs ist?

Noch muß ich dir, mein lieber Sohn, am
 Schluß

Berichten, daß dein Brief vom ersten Julius,

Worinn ich deinen Tod vernahm,
 Mir leider nicht zu Händen kam;
 Die weil der Postillon, die Nacht
 Zuvor, eh er mir deinen Brief gebracht,
 Mit Sack und Pack sich fortgemacht.
 Michin kann ich, bei so bewandten Sachen,
 Dir weder von dem Bankier schwarz und
 weiß,

Nicht einmal eine Antwort übermachen,
 Weil ich von deinem Briefe gar nichts weiß.

Was übrigens die Leichenkösten anbetriefft:
 So denk' ich, wie die heilige Schrift:
 Laß die Todten ihre Todten begraben.

Dein betrübter Vater
 Hans Christopf der Alte,
 Oeconomiae cultus.

Joh. M — — r

A n L e u

Nach Ducerceau.

Mit Bitterkeit beklagt sich Leu,
 Weil ich gesagt, daß er ein Lügner sey.
 Daß, meint er, brauch' ich nicht zu rügen;
 Er könne nach Gefallen lügen.
 Nun ja, lüg' immer ohne Scheu.
 Ich geb es zu, es steht dir frei,
 Wenn dir's beliebt; nur hör auch auf zu
 klagen,
 Wenn mir's beliebt, die Wahrheit dir zu
 sagen.

Stiegler.

A n *

Zu Hella's Töchtern stellst du unsre Schö-
 nen dreist?
 O laß dich nicht durch blauen Dunst berücken.

Spieß, Cramer, Compagnie versorgen sie
mit Geist,
Und die Spitäler mit Perücken

— r.

Auf die Sterbegefälle in Frankreich.

Küstige Leute sind, traun! die Finanzpro-
jektanten in Frankreich,

Thätig erfahren und klug in dem, was den
Beutel betrifft.

Alles bezahlt — keine Habe des Bürgers
ist zollfrei —

Daß ihnen ja nichts entgeht, ist auch der
Tod noch verpönt.

L. C. Kehr.

M e t a.

Wie lieblich ruht die Gute neben mir!
Natur, du hast der Holden viel gegeben.
Sie ist mein Glück, ich lebe nur in ihr;
O Himmel, kränze du mit Rosen auch ihr
Leben.

Du bist so reich; doch gnügt ein Opfer dir:
So will ich alles — alles gerne geben;
Laß Meta nur, und ihre Kinder mir.

J. H. Kaufmann.

An die Entfernte.

Wo der Eichen grün Gewinde
Sich in Schattengänge schlingt;
Wo aus dichtbelaubter Linde
Philomelens Lied erklingt;

Wo ein immer kühles Wehen
 Rosend Wang und Lock' berührt,
 Und in fernen Birkenhöhen
 Sich der müde Blick verliert;

Wo des Stromes grüne Welle
 Fetter Auen Rand benezt,
 Und die kleine Silberquelle
 Am Maßholderbusche schwächt:
 Irret in der Dämm'ung Feier,
 Und wenn Lunens Glanz beginnt,
 Süßes Mädchen, dein Getreuer,
 Der zu dir sich sehnend sinnt.

Aus verwor'nen Labyrinthen
 Schwebt sein Geist in ferne Zeit,
 Zu des Haines Lustgewinden,
 Wo er sich mit dir gefreut.
 Ha, wie sehnendem Verlangen
 Dein geliebtes Bild erscheint!
 Thränen feuchten meine Wangen,
 Der Erinnerung geweint.

Der Patriot im Kerker.

Wie dunkel dieß Gewölbe? — Welcher
Schauer

Mich beim Geheul der Uhu's hier ergreift!
O! wem ergieß' ich meiner Seele Trauer,
Und welcher Donner spaltet diese Mauer,
Wo Heldensinn zum feigen Zagen reißt?

Hoch flammt in mir der Eifer für die
Rechte

Der Menschheit. Blutend focht mein starker
Arm

Für sie noch jüngst im gräßlichsten Gefechte
Mit Bastarden vom menschlichen Geschlechte,
Und o! — wie floh der feile Slavenschwarm!

Da sank der Mann — — bei Gott! die
Menschheit weinte;

Sie gründete ihr junges Glück auf ihn. —

Da sank der Mann, der Muth mit Kraft
vereinte,
Zum schändlichsten Verrath dahin.

Für Heldensinn gab er mir Schmach und
Bände;
Durch ihn umferkert dies Gewölbe mich.
Dich Menschenglück von deines Grabes Rande
Zu retten, war der Ruf, und — o der
Schande!
Bald freut dein Bürger des Triumphes sich.

Nun spricht der niedre Mann, der mich ge-
fangen,
Mich als Verbrecher hier in Ketten hält,
Ich würde bald mit einem Orden prangen,
Dög' ich nach seines Wütherichs Verlangen,
O süße Freiheit! gegen dich ins Feld.

Ha! Mann der Schande, wisse! — Schnell
erlahme!

Mein Arm, wenn er den Sklavensäbel zieht!
 An Rad und Galgen stehe dann mein Name!
 Es spotte sein der freien Ahnen Saame!
 Ihm fluche, wer ihn dort mit Grausen sieht!

F.

Die Feier.

Nach dem Lat. des Bembo.

Einmal war ich ein grünend Holz im Walde;
 Auf mir sangen die Vögel ihre Liebe;
 Traulich tön' ich nun wieder, was ich hörte.

Sch.

Diogen.

Einst sah ein Bürger von Athen
 Den armen Weisen Diogen
 Vor einem Marmorbilde stehen,
 Und es um eine Gabe stehen.

Warum — fragt er — bemühest du dich
Dem Steine Bitten vorzutragen?

Mein Lieber, ich gewöhne mich —
Spricht dieser — ans Versagen.

Stiegler.

An Jeannette.

Bei Uebersendung junger Blumen.

So fahrt, ihr zarten Kinder des Frühlings,
Denn im Geleit der segnenden Liebe hin,
O fahrt jetzt hin zu Florenz schönster
Priesterinn, lange schon auf euch harrend!

Mit stiller Thrän' im Auge beneid' ich euch.
Fünf Stunden nur — sie schweben vorüber
bald: —

Entgegen strömet euch die süße
Lippe der Holden dann schon: willkommen!

Dann schaut der Himmel ihres beseelten
 Blicks,
 Jeannette schaut dann lächelnd auf euch her-
 ab,
 Und, angeweht von ihrem Athem,
 Hebt ihr euch lebender auf, und schöner.

Auf ihren weissen Händen euch tragend
 jetzt,
 Wie eine Mutter singend den Säugling trägt,
 Eilt sie zum Garten, pflanzt auf weiche
 Beeten euch, oder in kühle Urnen.

Voll süßer Unruh fernt sie von euch die
 Gluth
 Der Sonne und den schädlichen Hauch der
 Nacht,
 Und aus dem hellsten aller Quellen
 Schöpft sie für euch die krystallinen Tropfen.

Belohnt für ihre Sorgfalt, erzählt sie's oft
Dem lieben Vater, oder der Mutter, und
Dir, Schwesterchen, an ihrer Seite
Hüpfend, wie lieblich ihr alle blühet.

O werdet dann, ihr Blumen, auch schön,
wie sie!

Wie neidenswürdig fließt euer Daseyn hin!
Zu sterben einst, wie ihr, an einem
Blühenden Busen, ist Himmelsvorschmack.

A. Ecker.

Literarischer Irrthum.

Klopstock, glaubt ihr, sey der *Messiade* Verfasser?

Freunde, ihr irrt, er ist der Herausgeber
nur.

Unsterbliche sangen ein Lied — es belauschte sie
Klopstock — so entstand sein *Messias*.

L. E. Kehr.

W

Auf Stephans Tod.

Nach Daceilly.

Den armen Mann, den uns der Tod ge-
nommen,
Laßt unbeweint zur Ruhe gehn.
Er hatte viel auf Erden auszustehn,
Und wird so leicht nicht wiederkommen.

Stiegler.

Orgelweih.

Wie prächtig wogt die Fluth von deinen
Tönen,
Du wundersames Instrument!
Der ist kein Freund des Guten und des Schönen,
Der, Orgel, deinen Werth verkennet.
Drum hört dich auch des Herrn Gemeinde gern,
Und weihet dich mit Hochgefühl dem Herrn.

Wenn ihr Gesang den Herrlichen erhebet,
Wenn sie des Schöpfers Huld besingt,

Und wenn sie dem, der ewig liebt und lebet
 Im Staube Preis und Ehre bringt:
 Dann ströme du, des Lieds Begleiterinn,
 In ihre Brust erhabne Nührung hin.

Lobset sie voll Dankgefühl dem Sohne,
 Der für uns starb und auferstand,
 Und nun, erhöht zum glanzumstrahlten Throne,
 Sein Volk beherrscht mit starker Hand:
 Dann töne du im feierlichen Klang'
 O Orgel! in der Menschheit Frohgesang.

Empfindet sie die schwere Last der Sünden,
 Erzittert vor des Richters Thron,
 Und höret dann den süßen Trost verkünden:
 Der Herr verzeiht in seinem Sohn!
 Dann stimme du in ihre Melodein
 Bald klagend, bald beruhigend, mit ein.

Entschließt sie sich den Weg des Herrn zu
 wandeln,
 Der zum Genuß des Friedens führt,
 M 2

Und immer groß und immer gut zu handeln,
 Von Christus Beispiel tief gerührt:
 Dann stärke sie im Ringen nach dem Ziel,
 Du Herrliche, durch dein erhabnes Spiel.

Erweckt sie sich durch ehrfurchtsvolles
 Schauen

Auf den Regenten seiner Welt,
 Zur Frömmigkeit, zum stillen Gottvertrauen,
 Das edle Dulder stark erhält:
 Dann töne, bei dem Leiden dieser Zeit,
 In ihre Brust Muth und Gelassenheit.

Ertöne in erhabnen Harmonieen,
 Erbrause ernst und feierlich,
 Wenn vor ihr Welt und Weltgetümmel fliehen,
 Wenn sie voll hoher Andacht sich
 Im Geist erhebt zu jener bessern Welt,
 Wo, wer hier siegt, sein Diadem erhält.

Dem Herrn weihst dich heut feierend die
 Gemeinde,

Die alles Schöne liebt und ehrt.
 Sie fühle hier, im traulichsten Vereine
 Zur Andacht, immer deinen Werth.
 O, töne lang in diesem Heiligthum
 Zu Gottes und des Welterlösers Ruhm!

Die Nachwelt.

Nach Daceilly.

„Denkt doch bei euren Schreibereien,
 „Daß über euer Autorwesen
 „Die Nachwelt einst wird Richter seyn.“
 Sollt uns die Nachwelt kümmern? Nein!
 Noch ist sie nicht, ist nie gewesen,
 Und könnte wohl auch niemals seyn.

Stiegler.

Künstlerrüge.

Für gewisse Maler und Tonkünstler.

Ist der Schönheitsfinn der Erde,
Wie des Friedens Göttinn, ganz entflohn?
Schafft er kein Gebild mehr, keinen Ton,
Keine edlere Gebehrde?

Maler mahlen die Madonne
Ohne Sinn für ihre Glorie,
Und Cäcilia, die Himmlische,
Ohne Ahnung ihrer Wonne;

Ohne Heldengeist Alciden;
Hektors Abschied von Andromache
Weinerlich; im Zornkrampf Niobe;
Schäkerndsfroh die Danaiden.

Was enttönt der Sängerkehle,
Der die Menge lauten Beifall weicht?
Einzig der Gefallsucht Eitelkeit,
Mechanismus ohne Seele.

Wehte von dem Geist des Schönen,
 O Gesang! ein Lispel nur in dir:
 Dann verschlöß' ich Tadel gern in mir,
 Würde bessere Zukunft wähen.

Tonkunst strebe, Melodien,
 Die die Seele in sich selber spielt,
 Nachzutönen, daß sie, tiefgeföhlt,
 Jedes Hörers Herz durchglühen!

Schön und hell vor'm Geistesauge
 Schweb' ein Bild, eh' es den Grund beseelt!
 Könnt ihr, wo der Urgedanke fehlt,
 Hoffen noch, daß etwas taue?

Nur was innen brennt, kann außen
 Zünden. Feuer nur kann Funken streun,
 Licht nur strahlen. Saht ihr geist'gen Wein
 Je aus Regenfässern brausen?

Handwerk ward der Künste Schöpfung,
 Seelenloser Pinselstriche Spiel,

Tongeklimper ohne Herzgefühl,
Goldgefüllter Börsen Schröpfung.

Wie mit Puppen, spielt man. Zeichen
Haben das Bezeichnete verdrängt.
Wird, wo kindisch man an Flittern hängt,
Geist man ahnen, Geist erreichen?

Nur gepuzte Leichen prangen,
Denen längst die Seel' entwichen ist;
Nur, anstatt des Tempels, leer Gerüst
Mit gar schön vergold'ten Stangen.

Freudig ob des Saals Gedränge,
Abgewandt vom hohen Ziel der Kunst,
Buhlt Cuterpe's Jünger um die Gunst
Und den Beifallsruf der Menge.

Sklavisch mit dem Stoffe ringend,
Fern vom freien Spiel der Phantasie,
Trägt die Form den Stempel saurer Müh',
Mehr bezwungen, als bezwingend.

Horch! man klatscht im Kerzensaale,
 Wo die Virtuofin Triller schlägt;
 Wie der Affen Zahn zu nagen pflegt
 An der kernberaubten Schale.

Lautes Bravo! welch ein Lärmen!
 Uebertöset, spar' ich jedes Wort,
 Und verstümme. Musen, laßt mich fort
 In die heil'gen Haine schwärmen!

Buri.

A n L e a,

als sie sich mahlen lassen wollte.
 Nach Coquard.

Du, die, statt Liebe zu erwecken,
 Nur fähig ist uns zu erschrecken,
 Du alte häßliche Harpie!
 Was wünschest du, daß man dich mahle?
 Uns gnüget am Originale,
 Verschon' uns nur mit der Kopie.

Stiegler.

L e n z g e f ü h l.

Belebend von dem Himmel nieder
Schwebt Zephyrs Hauch, es grünt die Flur.
Der holde Frühling kehret wieder,
Und Berg und Thal trägt seine Spur.

Sanft sprudelt aus belaubten Sträuchen
Der laute Silberquell hervor,
Und in den süßen Blüthenzweigen
Ertönt der Vögel heller Chor.

Die Heerde brüllt auf grünen Tristen,
Die sie im öden Winter mied,
Und freudig jubelt in den Lüften
Die holde Lerch' ihr Frühlingslied.

Rings um mich halt der Ton der Freude.
Was lebt, das liebet und genießt.
Auf, Freunde, eilt und lebet heute!
Ihr wißt, wie schnell ein Tag verfließt.

August Ruhn.

Bilder.

1.

Die Himmelfarth Mariens,

von Eignani.

Sie schwebt empor, Verklärung im Gesicht,
Befreit von jedem irdischen Verlangen.

Dies Herz war schon auf dieser Erde nicht
Von niedriger Begier umfangen.

Du, Selige, gehörst dem Himmel schon.
Von Engeln in des Vaters Haus geleitet,
Nimmst du Besitz als Königin vom Thron,
Den neben sich der Mittler dir bereitet.

Die Jünger stehn verwundernd um dein
Grab,

Und sehn empor und wünschen nachzuschweben.
Der fremde Glanz strömt auch auf sie herab,
Und Vorgefühl vom neuen bessern Leben.

Befräftigt iſt des Sohnes Macht an dir,
 Du Keine, aus den Sterblichen erlesen.
 Der Leib, der ihn getragen, ſollte hier
 Im Grabe nicht gleich anderm Staub verwesen.

2.

Jupiters Erziehung.

Von ebendemselben.

Wer iſt das holde ſüße Kind?
 Ihm dient die Blumenflur zur Wiege,
 Ihn fächelt ſanft ein leiſer Abendwind,
 Ihn ſäugt, o Wunder! eine Ziege.

Die Nymphen lullen ihn zur Ruh,
 Und Faunen mit der Hirtenflöte.
 An welcher Bruſt, o ſprich! erblickteſt du
 Zum erſtenmal die junge Morgenröthe?

Vor dieſes Knaben Feuerblick
 Wird einſtens der Olymp erbeben.

Ihm, glaubt es, wird das ewige Geschick
In seine Hand das Loos der Menschen geben.

Die Ziege, die ihn säugt, wird dann
Unsterblichkeit zum Lohne kränzen.
Helleuchtend wird sie auf der Sternenbahn
Als Pflegerinn des Göttervaters glänzen.

3.

Die Amazonenschlacht.

Von Rubens.

Ha! mich ergreift der Schlachtengeist.
Fort! fort! wohin mich das Getümmel reißt,
Wo sich, von keiner Furcht beklemmt,
Die zarte Brust dem Tod entgegenstemmt.

Doch nein, ich fühl' ein menschlich Beben.
Sieh hier, wie das zertretne Leben
Matt unter'm Huf des Rosses stöhnt!
Horch, wie die Erde vom Getöse drönt!

Der Tod macht sich durch hundert Reihen
 Bahn,
 Und schwellt den Fluß mit Leichen an.
 Des Weibes Sinn schreckt kein Verderben,
 Und ohne Sieg ist es ihr Stolz, zu sterben.

Bethörte, schlug denn euer Herz
 Nie menschlich unter'm blanken Erz,
 Und wußtet ihr die Waffen nicht zu finden,
 Die auch das Eisen überwinden?

A. Schreiber.

Lied für Mädchen.

Dem Mädchen Heil, die sanft und hold
 Ein Herz bewahrt, so rein wie Gold,
 Die ihres Lebens Blüthenzeit
 Dem Schönen und dem Guten weihet!

Heil ihr, die fern vom eitlen Land,
 Die Spindel dreht mit flinker Hand,

Gratoso.

Lied.

von Stanislaus Schmüll.

The image shows a page of a musical score for a song. It consists of four systems of staves. The first system includes a vocal line and a piano accompaniment. The lyrics are: "Der Jungfrau Heil, die, wauft umhohlt, ein Herz bewahrt so rein wie Geld ein Herz bewahrt so rein wie". The second system continues the piano accompaniment with the lyrics: "Geld Die über Lebensblüthenzeit mit Treue allem Guten weilt, Die über". The third system shows the vocal line with the lyrics: "Lebens Blüthenzeit mit Treue allem Guten weilt". The fourth system shows the piano accompaniment with the instruction "Dal Segno." at the end. There are also some performance markings like "a tempo" and "f" (forte).

Der Jungfrau Heil, die, wauft umhohlt, ein Herz bewahrt so rein wie Geld ein Herz bewahrt so rein wie

Geld Die über Lebensblüthenzeit mit Treue allem Guten weilt, Die über

Lebens Blüthenzeit mit Treue allem Guten weilt

Dal Segno.



Die rastlos ihre Kräfte übt,
Und Sittsamkeit und Tugend liebt!

Die Freundschaft streut mit treuem Sinn
Auf jeden Pfad ihr Blumen hin.
Ihr keuscher Blick geußt in die Brust
Des Jünglings Lieb' und Lebenslust.

Nur ihr gebührt der Minne Lohn;
Dem Mädchen aber Spott und Hohn,
Die Puß und Mode nur erfreut,
Und deren Hand die Arbeit scheut.

Verlohren ist das Leben ihr.
Sie hascht nach Schatten für und für.
Sie flieht den Wonnepfad der Pflicht
Und kennet seine Freuden nicht.

Nur da, wo Lieb und Häuslichkeit
Des Glückes edlen Saamen streut,
Und wo man still und schuldlos lebt,
Nur da wird ächtes Glück erstrebt.

J. H. Kaufmann.

Montagne's Kaze.

Nach Senecé.

Montagne spricht: wer weiß, wenn man
 sich amüsiren
 Mit seiner Kaze will, ob sie
 Nicht glaubt, der Mensch sey nur ein Vieh,
 Geschickt das Katzenvolk zu divértiren.
 So hält auch unsre Lieder, die
 Zum Scherze wir dem Midas weihen,
 Der stolze Narr für Schmeichelleien,
 Und glaubt, daß jegliches Genie
 Nur da sey, Weihrauch ihm zu streuen,
 Und fühlet nicht die Ironie.

Stiegler.

Hans und Belten.

So war's noch nie, Gevatter Hans,
 Daß alles sich zum Krieg empörte.
 Umsonst war nicht der blut'ge Kranz
 Am Himmel, das Getöse, so man hörte,
 Das Schüttern unter'm Boden hin,
 Die vielen Mäuse und dergleichen.
 Ja Hans, so wahr ich Belten bin!
 Dies sind dir lauter Unglückszeichen.

Die Zeichen an dem Himmel? — Nein,
 Das glaub ich nicht, Gevatter Belten.
 Die auf der Erde laß ich gelten,
 Die mögen Unglück prophezeihn,
 Zum Beispiel Mißwachs, Hagel, Mäuse,
 Und auf den Bäumen Raupen, Läuse,
 u. s. w.
 Dies mögen schlimme Zeichen seyn.

J. Maus.

R

Kein Laster, keine Thorheit ist neu.

Daß Menschen sich um Kleinigkeiten
Mit bitterm Hasse heftig streiten,
Ist lange schon der Brauch.
Hat Kain in den ersten Tagen
Ja seinen Bruder schon erschlagen,
Um nichts — um einen Rauch.

J. Maus.

Vor der Rückkehr ins Vaterland.

Welch ein Verlangen, Welch ein Sehnen
Regt sich in der beklomm'nen Brust? —
Bald grüßt mein Blick mit Wonnethränen
Dich, Zuginn meiner Jugendlust,
Dich Flur, wo unter Blütenbäumen
Des Lebens Lenz mir froh entflog,
Wo Phantasie in süßen Träumen
Mir eine goldne Zukunft log.

O holde Flur! von dir geschieden
 Tief ich das ächte Lebensglück,
 Tief ich den goldnen Seelenfrieden
 Ach! lange schon umsonst zurück.
 Die Welt ist mir kein Land voll Engel,
 Kein Blütenkranz das Leben mehr;
 Das Auge sieht jetzt ihre Mängel
 Und seine Bürden groß und schwer.

O süße Zeit, wo ich am Rande
 Des Abgrunds sorglos Blumen brach,
 Und wo auf ferner Zukunft Lande
 Für mich ein dunkler Schleier lag!
 Da nahte sich in grausen Heeren
 Mir noch kein finst'rer Sorgenschwarm.
 Die Lust des Augenblicks zu stöhren,
 War an Erfindungen ich arm.

Mich und die fröhlichen Gespielen
 Umschlang der reinsten Freundschaft Band,
 Und mit des Herzens Hochgefühlen

Trieb keinen Wucher der Verstand.
 Mein Herz war frei von Gram und Kum-
 mer,
 Und was mich drückte, klagt' ich frei.
 Mein Lager suchte stets der Schlummer
 Nie sehnten Seufzer ihn herbei.

Ich kannte noch versagtes Flehen,
 Kannt' noch getäuschte Hoffnung nicht.
 Der Schmerz, betrogen mich zu sehen,
 Unwölkte niemals mein Gesicht.
 Ach! du zerstöhest das Vertrauen,
 Erfahrung, ernste Lehrerin.
 Wer dich erst kennt, hüpfst durch die Auen
 Nicht mehr so unbefangen hin.

Das junge Herz, das jedem Hauche,
 Der warm es grüßt, entgegen schlägt
 Und, blickt es nur in's offne Auge,
 Nicht, wer er sey, lang überlegt, —
 Gewaltsam schließt sich's und — auf immer,

Wenn es der Täuschung oft gelingt,
 Bis ihm die süße Freundschaft nimmer
 Den goldnen Wonnekelch mehr bringt.

Welch ein Verlangen, Welch ein Sehnen
 Regt sich in der beklomm'nen Brust?
 Ach! gelten diese heisse Thränen
 Den Zeugen meiner Jugendlust?
 Wird' ich auch in den stillen Gründen,
 Wo goldner Friede mich umgab
 Des Herzens Ruhe wiederfinden:
 Ach! oder erst im kühlen Grab'?

§ — §.

An Silvia.

Nach J. B. Rousseau.

Wer einst, o wunderliche Schöne;
 Dir seine Liebe weiht,
 Wird durch verstellte Unempfindlichkeit

Weit eher siegen, als durch Schmeicheltöne.
 Du bist von widerspännstiger Natur,
 Und würdest seiner Zärtlichkeiten spotten.
 Du gleichst dem Ei, in seiner Schal' gesotten.
 Je mehr man es erwärmt, je härter wird
 es nur.

Stiegler.

Nonnenlied.

bei Aufnahme einer Schwester.

Willkommen hier, die du entflohen
 So glücklich bist dem wilden Meer.
 Vom Winde hin und her gezogen,
 Kommst du aus ungestümen Wogen
 Zu uns, geliebte Freundin, her.

Voll Truges ist des Meeres Spiegel,
 Er birgt ein unermesslich Grab.
 Schnell spannt der Sturm die starken Flügel,

Und reißt vom höchsten Wasserhügel
Zum tiefsten Abgrund dich hinab.

Wohl dir, daß du in unserm Hafen
So glücklich nun gelandet bist!
Nach tausend Nengsten, die dich trafen,
Geneuß hier, wo die Stürme schlafen,
Des Friedens, der dich rings umfließt.

Geschmückt mit dem keuschen Schleier,
Und dem langfließenden Talar,
Erhöhe dieses Tages Feier,
Und sing', wie Mirjam *, dem Befreier
Ein Jubellied am Rauchaltar.

Dann wanke näher zu der Zelle
Der Liebe aller Lieb' geweiht,
Trink', Schwester, des Vergessens Quelle;
Schnell tilget ihre Zauberwelle
Die Bilder der Vergangenheit.

* 2 Mos. 15. 20. 21.

Dein sehrend Herz, geweiht schon lange
 Dem unbefleckten Gotteklamm,
 Wird oft, in der Entzückung Drange,
 Nun säuseln mit dem Chorgesange
 Hin, wo er wohnt, dein Bräutigam.

Hier in des Klosters heil'ger Stille,
 Wo Lieb' und Eintracht sich vereint,
 Hier wache, liebe Braut, und fülle
 Dein Lämpchen, bis in schwarzer Hülle
 Der Nacht dein Bräutigam erscheint.

Er kommt, er kommt, die Braut zu kränzen,
 Er kommt zur Zeit der tiefsten Ruh.
 Und schön, wie Gottes Engel glänzen,
 Wallst du mit ihm den seel'gen Grängen
 Der himmlischen Gesilde zu.

Leb wohl, o Welt, mit falscher Ehre,
 Mit deinem Schein der Herrlichkeit!
 Entronnen glücklich deinem Meere,
 Erbauen wir hier Dankaltäre.
 Willkommen, heil'ge Einsamkeit!

A. Ecker.

Auf Madame E * * * * gb. A * * * *

Wenn Phöbus Menschenzüge lieb';
 Er wählte nur ihr Bild.
 Denn rein wie er, und hehr ist sie —
 So freundlich und so mild.

J. H. Kaufmann.

Der Tod des Aberglaubens.

Der Aberglaub' schlich abgezehrt und mager
 Schon Jahre lang im Land umher.
 Nun läutet man ihm gar außs Todtenlager,
 Und allenthalben heißt's: er ist nicht mehr.
 Die Dummheit slicht ihm Sterbekränze,
 Und die Vernunft gräbt ihm das Grab.
 Die Wahrheit ließt uns seinen Wandel ab.
 Das Leichentest beschließen Tänze.

J. Maus.

A n K.

Nach Martial.

Du willst ein großer Mann und auch ein
Stußer seyn? —

Ein Stußer, Freund, ist — immer klein.

August Kuhn.

A n

unsere Zwillingssprinzessinnen

Elisabethe Luise und Amalie Auguste

bei

der Feier ihrer Geburt.

Seid willkommen, holde Schwestern,

Unter Hochgesang,

Unter sanften Harmonieen,

Unter Glockenklang! —

Denn es klopfen unsre Herzen

Für die Edlen laut,

Deren Fürstenblick so liebend
Auf uns niederschaut.

Dwar sind Schmerzgefühl und Leiden
In's Geschick verwebt,
Das nach Gottes weiserem Rathe
Unsern Pfad umschwebt.
Ach! auch Fürstenkinder weinen
Hier der Thränen viel,
Bis die Siegespalme wehet
Am errung'nen Ziel.

Aber schön ist doch die Erde,
Reizend die Natur,
Und es fehlt zum Glück des Himmels
Hier an Engeln nur.
Engel Unschuld, Engel Liebe! —
In Elysium
Zaubert ihr die Welt voll Mängel,
Wo ihr lächelt, um.

Auch in dieser niedern Sphäre
 Quillt der Wonne Quell
 In der Unschuld goldne Schaale
 Lieblich, klar und hell.
 Wo sie harmlos wallt, entsprossen
 Blümchen weiß und roth,
 Und vor ihrem Hauch verschwinden
 Schmerz, Gefahr und Noth.

Liebe streuet Myrthenzweige
 Auf des Dulders Pfad,
 Bringet dem Verlassnen Rettung,
 Dem Verlegnen Rath.
 Sie veredelt und beglückt,
 Duldet und verzeiht,
 Und in ihrem keuschen Busen
 Thront Zufriedenheit.

Darum, holde Prinzessinnen,
 Jauchzen freudig wir:
 Seyd im Erdenthal willkommen,

Seyd willkommen hier!
 Wir vertrauen Euch der Liebe
 Und der Unschuld Hand. --
 Sie geleiten sanft und sicher
 Durch der Läuterung Land.

Seyd des besten Fürsten Wonne!
 Werdet gut und mild!
 An euch strahle unsrer Fürstinn
 Hochgepries'nes Bild!
 Tugend müsse der Gestalten
 Holden Reiz erhöh'n!
 Denn durch sie dünkt jede Schönheit
 Uns gedoppelt schön.

Segen über dich Luise!
 Dir Auguste Heil!
 O das schönste Loos der Erde
 Sey stets Euer Theil!
 Durch den Glanz der Lebenskronen
 Einer bessern Welt

Werd' einst Eurer spätem Gräber
Dunkle Nacht erhellt!

An Damon.

Nach le Brüne.

Den ganzen Tag seh ich umher dich schleichen
In grübelnder Melancholie.
Unglücklicher! Das ist der Liebe Zeichen.
Der Thorheit Zeichen ach! ist sie.

Stiegler.

An Phädon.

Hin, in's Land der Sympathieen! —
Wie auf Eldorado's Flur
Lauter goldne Blumen blühen,
Blüht dort Lieb' und Freundschaft nur.

War's nicht Theil von jenem Segen,
 Was hienieden mich umfloß,
 Wenn mich auf des Lebens Wegen
 Treue an den Busen schloß;

Wenn ich in der hehren, fühlen
 Mondnacht mich in Gram verlor —
 Gram, weit köstlicher zu fühlen,
 Als der bunten Freuden Chor.

War's nicht Blick in jenen Himmel,
 Was mich jüngst im Traum' entzückt,
 Meinen Geist dem Erdgetümmel,
 Wie im Wolkenflug', entrückt?

Ich umarmt' im Nachtgesichte
 Dich, o edler Jüngling! dich,
 Und ein Strahl vom Aetherlichte
 Ueberglänzte dich und mich.

Doch der holde Himmelsfrieden,
 Und die Zaubertäuschung schwand,

Als ich , weit von dir geschieden ,
 Mich , erwachend , einsam fand.

In des Abends Dämmerungen ,
 Im wehmüth'gen Sternenlicht ,
 Trau'r ich , tief von Schmerz durchdrungen ,
 Daß dein Anschau'n mir gebricht ;

Daß mir nie mit dir die süße
 Wonne hier auf Erden ward ,
 Die in Gotts Paradiese
 Gleichgeschaffner Geister harrt ;

Keiner Abendlaube Stille
 Uns in ihre Schauer nahm ,
 Nie der trautern Freundschaft Fülle ,
 Zu beseligen uns , kam.

Hoffnung , die so manchen Kummer
 Siegreich von mir weggeschenkt ,
 Wiegt auch diesen Schmerz in Schlummer ,
 Und die laute Klage schweigt.

Hoffnung deutet mit dem Stabe
 In der Freundschaft Heimathland,
 Daß sich von dem Aschengrabe
 Hin durch Lichtgefilde spannt,

Wo des Schicksals tauben Ohren
 Sehnsucht keine Klagen weint,
 Wo, zur Freundschaft neugebohren,
 Geist mit Geiste sich vereint.

Stürz', o stürze denn vorüber,
 Erdenleben, Spanne Zeit!
 Tage — Jahre — Grab — hinüber!
 Unfern Bund knüpft Ewigkeit.

Buri.

Der Welt kann's niemand recht machen.

Hillerius, gewiß kein Prasser,
 Aß schwarzes Brod, trank klares Wasser;
 Dafür muß' er getadelt seyn.

Selinde wollt' es besser machen,
 Aß weißes Brod, trank braunes Wasser;
 Dafür mußt' sie getadelt seyn.

Ich lobe mir — die Welt mag lachen —
 Gemischtes Brod und guten Wein,
 Und will nicht ohne Tadel seyn.

J. Maus.

Die Phantasie.

Der mohnumkränzte Abend naht wieder,
 Und schon erkaltet Phöbus Strahlengluth;
 Im Blüthenhain verstummen süße Lieder;
 Und sanfter wallt die purpurrothe Fluth.
 Der Rosenthau sinkt auf die Auen nieder,
 Ein jedes Blatt im Eichenthale ruht;
 Und traulich naht der Chor der Abendsterne,
 Ein weiter Kreis in ungemessner Ferne.

Sanft ruht der Mensch, umhüpft von
 schnellen Träumen;
 Doch nur die Hülle ruht, sein Geist bleibt
 wach,
 Er wirkt fort in ausgedehnten Räumen,
 Und überschaut den schnell verfloßnen Tag.
 Dann eilt er auf der Wolken goldnen Säumen
 Berauschet seinen Schattenbildern nach,
 Und jagt sie von des Pindus reinen Quellen
 Bis an des Acheron umflorte Wellen.

Die Phantasie entschwebt auf leichten
 Schwingen.
 Gestärket von dem Graun der Mitternacht,
 Wagt sie in Hefate's Gemach zu dringen,
 Die bei dem schwarzen Zauberkessel wacht.
 Doch bald muß ihr ein höh'rer Flug gelingen.
 Sie steigt zu des Olympos Götterpracht,
 Und sieht erstaunt durch die saphyrnen Hallen
 Im Aetherglanz die Götterschaaren wallen.

Jetzt eilet sie auf bunte Frühlingsauen,
 Geblendet von dem Glanz der Göttlichkeit.
 Die reizendsten Gefilde anzuschauen,
 Eilt sie mit der gewohnten Schnelligkeit.
 Doch niemand kann dem schönen Fluge trauen;
 Der Rausch verrauchet, und die Wirklichkeit,
 Die düstere, verscheucht die goldnen Träume
 Und bannet uns in die beschränkten Räume.

August Kuhn.

An Meidhard.

Du Narr, was fröhnest du dem Neid!
 Er raubt dir alle Seelenruh.
 Uns quälet bloß das eigne Leid,
 Doch dich der andern Glück dazu.

Stiegler.

Geburtstagsfeier einer geliebten Mutter.

Die älteren Kinder.

Freundlicher holder, beglückender Tag!
 Es ward uns die beste der Mütter geboren,
 Zur Mutter für liebende Kinder erkoren.
 Ihr bringen wir heute, was jedes vermag.

Chor der Kleinen.

Fröhlicher Tag, herrlicher Tag!

Der Vater.

Dein Kind in der Ferne
 O Mutter, wie gerne
 Mögt' es dich Herzen voll Lieb und voll Dank!
 Für alle die Sorgen
 Für Obhut und Treue
 Nimm unsre Liebe mit diesem Gesang.

Die Kleinen

mit Obstkörbchen und Bouquets.

Blumen und Früchte im eigenen Gärtchen
 gezogen

Bringen wir hier —

Weihen sie dir.

Mütterchen, bleib uns gewogen.

H a n n c h e n ,

Freundinn des Hauses.

Sie bringen dir alle mit fröhlichem Sinn

Die Wünsche, die Gaben

Und was sie nur haben.

Bernimm auch die Bitte der Freundinn: ers

neue

Das Bündniß der Treue

Nimm Achtung und Liebe — mich selbst,

wie ich bin.

E h o r .

alle zusammen.

Vater der Liebe!

Dir glüht unser Dank. —

Du heiligst die Triebe

Der kindlichen Liebe;

Erhalte' uns die beste der Mütter noch lang.

J. H. Kaufmann.

An Licidas.

nach Gembarb.

Du mögtest gern des Menschen dich entschlagen,
 Und kannst ihm doch nicht aus dem Wege gehn.
 Freund weist du was? Du mußt ein
 Sümichen wagen.

Leih' ihm drei Louisd'ors; du wirst ihn nicht
 mehr sehn.

Stiegler.

Die beiden Schmetterlinge.

Eine Fabel.

Auf ihrem Flug
 Begegneten sich zween Schmetterlinge,
 Wovon um seinen Leib der eine goldne Ringe,
 Und schöne Farben auf den Flügeln trug.
 Des andern Flügel waren minder

Von der Natur mit Farbenpracht bedeckt.
 Denn sie, die Mannigfaltigkeit bezweckt,
 Hat tausendfachen Schmuck für diese Frühlings-
 finder.

Sie ließen beide sich
 Auf eine Blume nieder.
 Berwegner hältst du dich
 Für einen meiner Brüder? —
 Hub jener voll des stolzen Dünkels an —
 Wie darfst du dich erkühnen,
 Dich so vertraulich mir zu nahen.
 Wie schmückte mich mit gelben, blauen, grünen,
 Und rothen Farben die Natur!
 Mit einer dunkeln Farbe nur,
 Die keines Menschen Auge weidet,
 Hat ihre Hand dich farg bekleidet.
 Drum setzte sie nur mich und mein Geschlecht
 In den Besitz von Florenz weitem Reiche.
 Weil ich dem Blumenheer an schönen Far-
 ben gleiche,
 Bin ich ihr Liebling, und — mit Recht.

Mit Hyazinthen und mit Rosen
 Und Nelken darf ich traulich kosen;
 Dort saug' ich süße Nahrung ein.
 Hinweg mit dir zur Distelweide!
 Dort suche Nahrung dir und Freude;
 Hier wirst du nie willkommen seyn.
 So sprach der bunte Geck, stolz auf die
 Farbenflügel.

Doch fern von aller Bitterkeit
 Berstet der andre: Freund! des wahren
 Glückes Spiegel
 Zeigt Glanz nicht, nur Zufriedenheit.
 Wie! ohne deine bunten Farben
 Wär' ich bestimmt auf Disteln nur zu darben?
 Wie hart und lieblos ist dein Schluß.
 Uns alle schuf Natur zum Frohgenuß,
 Liebt mich und dich mit gleicher Wärme,
 Und will, daß ich, wie du, in Florens Reich-
 che schwärme.
 Allliebend giebt sie jeglichem sein Loos,
 Ernähret Millionen Brüder

In ihrem mütterlichen Schoos',
 Und keinen drückt der Mangel nieder.
 Hier räume mir denn auch mein Plätzchen
 ein;
 Dir bleibe stets der Schönheit Ehre;
 Nur laß uns brüderlich in dieser Blumens-
 sphäre
 Uns unsres kurzen Daseyns freun.

Ein junger Herr, ein Freund von Schmetz-
 terlingen,
 Der manchen schönen Schmetterling,
 Ihn in sein Kabinet zu bringen,
 Mit seinem stornen Netze fing,
 Kam leisen Tritts herangegangen,
 Auch diesen klüglich einzufangen.
 „Fürwahr, der ist von seltner Art,
 So hab' ich keinen je gesehen,
 Nein, nein — spricht er — du sollst mir
 nicht entgehen,
 Dich hat für mich dein Schicksal aufbes-
 wahrt?

Er läßt sein Neß auf beide nieder ;
 Und ihre Freiheit ist dahin.
 Dem einen aber ist die Häßlichkeit Gewinn,
 Denn er erhält die Freiheit wieder.
 Dem andern mit dem stolzen Sinn'
 Gereicht die Schönheit zum Verderben ,
 Denn angespießt muß er erbärmlich sterben.
 So bringt der Schönheit Reiz oft um das
 höchste Guth.
 Ihr Schönen , merkt es euch und seyd auf
 eurer Hut.

A. H. Fischer.

Der Abschied.

Laß mich , Freundin ! du kennst der Gesetze
 finstere Strenge ;
 Ernsthaft rufen sie mich fern aus dem zärt-
 lichen Arm'.

Hat noch halb nicht die Hälfte der Tag's
bahn vollendet Apollo ;

Ist mir geboten zu stehn heut vor den Wä-
tern der Stadt.

Und schon weicht die Tochter Latonens dem
stärkeren Bruder ,

Daß mein treffliches Roß flügelt zum Ziele
mich kaum. —

„Eile nur, eile, dir fehlen nicht Worte, ges-
ättigter Jüngling ,

„Um zu bekhören das Herz, dessen Liebe du
höhnst “ —

Sprach's und verhielt mit zartem Finger die
quellenden Thränen ,

Flog in die Wohnung zurück, schwindend wie
Bild eines Traums.

Wie? Was geschieht mir? Wie bricht der
Mißklang schneidender Töne

Unser harmonisches Seyn, diesen beglückten
Accord? —

Kühlt mir, Thränen des Thaues, die Gluth,
 erregt von der Freundin
 Brennenden Thränen; sie sind's, die mir
 durchdringen das Mark.

Rauscht ihr, flüsternde Bäume, des Freundes
 verlangenden Ruf hin!

Düftet o Blumen ihr zu, was mein Ge-
 müth euch vertraut!

Blühende Göttin Aurore, mit purpurnen
 Wangen geschmückte,

Schon aus den Zweigen hervor ruffst du
 die Säng' der Hain.

Ach! nur sie nicht lockst du hervor zu dem
 schimmernden Fenster,

Daß ich nur einmal noch seh' heiter vers-
 söhnt ihr Gesicht.

Nein, sie erscheinet nicht mehr. Ich eile, —
 ich bleibe — ich kann nicht. —

Sehen muß ich sie noch. — Richtet mich,
 Väter der Stadt.

G. Schmid.

Die Pfauen.

Eine Fabel.

Am Kap der guten Hoffnung war
 Auf einmal eine große Schaar
 Von Prachtgebögel einst zu schauen;
 Man rätht es leicht, es waren Pfauen.
 Sie kamen mit des Aufgangs Strahl,
 Gleichwie ein goldner Regenbogen,
 Stolz über das Gebirg gezogen,
 Und lagerten sich in das Thal.
 Gelockt von ihrem bunten Fluge,
 Stürzt alles, was nur Füße hat,
 In vollem Strom' aus Dorf und Stadt,
 Und weidet sich an diesem Zuge.
 Verwundernd bleibt ein jeder stehn,
 Und schreit wohl zehnmal: ach, wie schön!
 Doch bald verliehrt der Blick der Freude

Sich in die grellste Augenweide.
 Das wunderschöne Pfauenheer
 Fällt plündernd über das Getreide
 Und der Bewohner Gerste her,
 Und richtet in des Feldes Segen
 Erstaunliche Verwüstung an.
 Die Kapregiernng läßt deswegen
 Befehlen, alle, die man kann,
 Von dieser Horde zu erlegen.

*

Was frommt an lebender Gestalt
 Der Schönheit hochgepries'ne Blüthe;
 Giebt ihr die reine Herzensgüte
 Nicht Würde, Anmuth und Gehalt?

A. Ecker.

Der Gesellschaft.

Liebliche Kränze von Blumen erfreuen im Le-
ben des Menschen,
Winden die Blühenden wir wechselnd, ihr
Lieben, für uns.

S. Schmid.



Inhalt.

Beiträge zur Beförderung des guten Geschmacks in Gemälden und Kupferstichen.

	Seite.
Ueber den Zweck und die zweckmäßige Anwendung der Kunst - - - - -	3
Kurzgefaßte Beschreibung der Düsseldorfer Gallerie. Fortsetzung - - - - -	34
Ueber einzelne Gemälde der Düsseldorfer Gallerie, und die Meister, von denen sie herrühren	51
Lukas Giordano - - - - -	51
Van der Werff - - - - -	55
Nikolaus Poussin - - - - -	56
Kaspar Düghet - - - - -	67
Kaspar De Crayer - - - - -	74
Karl Loth - - - - -	81
Johann Loth - - - - -	84
Vermischte prosaische Aufsätze.	
Ueber Naturgenuß - - - - -	Vierter Nachtrag.
Von dem Wohlgefallen an menschlicher Schönheit - - - - -	91

	Seite.
Prometheus und der Künstler	127
Bemerkungen und Maximen	132

G e d i c h t e.

Die Selbstzufriedenheit. An meine Freunde am ersten Jenner 1802	140
Zeitgefäng für die Neujahrsnacht	145
Der Geier und die Taube. Nach Florean	148
Amant und Dorilis	149
Grabschrift eines Philosophen	150
Der Winter	150
Der Abschied an Iris. Nach de la Sabliere	152
An die Begeisterung	153
An Tullia. Nach der Anthologie	157
Fragment eines Gesprächs über die Söhne des Mars. Nach Daceilly	157
In das Stammbuch eines vortrefflichen Frauen- zimmers	158
Das Wunder. Nach Baraton	159
Der Bauer an seinen aus der Residenz entflo- henen Fürsten	160
Der gute Rath. Nach Senecé	162
Hans Christoph, der junge, an seinen Vater, Hans Christoph, den alten	163
Antwort Hans Christophs, des Alten, an seinen Sohn, Hans Christoph, den jungen	165
An Leu. Nach Ducerceau	168
An *	168
Auf die Sterbgefälle in Frankreich	169

	Seite.
Meta	170
An die Entfernte	170
Der Patriot im Kerker	172
Die Leier. Nach dem Lat. des Bembo	174
Diogenes	174
An Jeannette. Bei Uebersendungen junger Bluz- men	175
Literarischer Irrthum	177
Auf Stephans Tod. Nach Daceilly	178
Orgelweihe	178
Die Nachwelt. Nach Daceilly	181
Künstlerrüge für gewisse Maler und Tonkünstler	182
An Lea, als sie sich mahlen lassen wollte. Nach Coquard	185
Lenzgefühl	186
Bilder	187
1. Die Himmelfahrt Mariä, von Carl Eignani	187
2. Jupiters Erziehung von ebendemselben	188
3. Die Amazonenschlacht von Rubens	189
Lied für Mädchen	190
Montagnes Raze. Nach Senecé	192
Hans und Belten	193
Kein Laster, keine Thorheit ist neu	194
Vor der Rückkehr ins Vaterland	194
An Silvia. Nach J. B. Rousseau	197
Nonnenlied. Bei Aufnahme einer Schwester	198
Auf Madam E * * *. gb. U.	201
Der Tod des Aberglaubens	201

	Seite.
An K. Nach Martial - - -	202
An unsre Zwillingssprinzessinnen, Elisabeth Luise und Amalie Auguste, bei der Feier ihrer Geburt. - - -	202
An Damon. Nach Le Brün - - -	206
An Phädon - - -	206
Der Welt kann es niemand recht machen	209
Die Phantasse - - -	210
An Meidhard - - -	212
Geburtstagsfeier einer geliebten Mutter	213
An Licidas. Nach Gembard - - -	215
Die beiden Schmetterlinge. Eine Fabel	215
Der Abschied - - -	219
Die Pfauen. Eine Fabel - - -	222
Der Gesellschaft - - -	224

Gedruckt in Offenbach, bei C. L. Brede.

